Menschenschicksale
älterer und neuerer Zeiten.

Vom

Verfasser der Lebensscenen.

Drittes Bändchen.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1792.

D III 9/54

Coburger
Landes-
Bücherei

Innhalt
des dritten Bändchens.

IX.

Roderich von Valenzia, eine Geschichte der Vorzeit. Seite 5

X.

Die Gefangenen in Oczackov, eine Original-Erzehlung, in zwey Abschnitten. Seite 95

XI.

Die weibliche Rache, eine altteutsche Geschichte. Seite 223

XII.

Untreu' und doch keine, eine Geschichte zur Warnung. Seite 285

IX.

Roderich von Valenzia,

ein

historisches Gemälde der Vorzeit.

Die Provinzen der spanischen Monarchie, Arragonien und Valenzia, waren in der Vorzeit besondere Königreiche. Einen langen glücklichen Frieden genoßen sie unter der Regierung ihrer Könige Alphons und Ferdinands. Desto unruhiger aber gieng es unter ihren Nachfolgern zu. Sancho folgte dem Alphons in Arragonien, und Roderich erbte Ferdinands Krone. Der erste trat zwar in die friedlichen Fußtapfen seines Vaters; Roderich aber war ein unruhiger, stürmischer, herrschsüchtiger Prinz.

An Ursachen zum Bruche fehlt es den Grossen der Erde nie, wenn einmal Ehrgeiz und Eroberungssucht ihre Herzen beherrschen. Mögen doch immer ihre unschuldigen Unterthanen die traurigsten Opfer ihrer Leidenschaften werden, was fragen sie darnach? —

Der unruhige Roderich fieng zuerst Händel mit seinem Nachbar an, und gab das Zei-

 chen

chen zum Kriege. Die blinde Göttin des Glücks folgte ihren Launen, und trat auf die Seite der Ungerechtigkeit. Obgleich Roderich den Frieden gebrochen hatte, der so lange die beyden Reiche beglückte, so erfocht' er doch über die Arragonischen Truppen einen Sieg über den andern, und verfolgte seine Eroberungen bis an die Thoren der Hauptstadt. Von Schreck und Bestürzung darnieder gebeugt, vermochte Sancho länger nicht, der auf ihn einstürmenden Macht zu widerstehen. Die Noth trieb ihn dazu, seine Residenz zu verlassen, und bey andern benachbarten Königen Hülfe zu suchen. In der Bestürzung aber, und in der Eil, womit er nur auf seine Rettung dachte, vergaß er seine einzige Schwester Delmiren mit zu nehmen, und ließ sie unter der Gewalt des Siegers zurück. Doch dieser unglücklich scheinende Zufall war gerade der Grund zu seiner Rettung: denn die Liebe übernahm den Versuch, den Frieden wieder aufzurichten, den der Ehrgeitz gebrochen hatte.

Die Stadt ergab sich ohne Schwerdstreich: denn aller Muth war den Arragoniern vollends gefallen, seitdem ihr König sie hatte verlaßen

laßen müßen. Schon war der siegreiche Roderich bis ins königliche Schloß vorgedrungen, schon trat er in Delmirens Zimmer, ehe die Prinzeßin noch so viel Zeit gewinnen konnte, sich zu faßen, und auf ihre Rettung zu denken. Aber welch' ein Anblick eröfnete sich auch hier seinen Augen! ohnmächtig lag die Prinzeßin in den Armen einer ihrer Kammerdamen, die in Thränen der Wehmuth zerfloß. Mehrere Frauenzimmer standen um sie her, und hielten *mit* Gewalt ihre Seufzer zurück, um das allzuempfindliche Herz ihrer Gebieterin zu schonen.

Ohne die innigste Rührung konnte Roderich dieß erschütternde Schauspiel nicht mit ansehen. Zuerst in seinem Leben drangen die Empfindungen des Mitleids und der Liebe in sein Herz, und stimmten es in einem Augenblick zu sanfteren, friedlicheren Gesinnungen um. Das Geräusch von seiner Ankunft weckte Delmiren aus ihrer Betäubung; sie eröfnete ihr schönes gebrochenes Auge, und in das Herz des Ueberwinders strahlte ein Feuer daraus, das nie wieder verlosch. Ein hoher Grad des Abscheus empörte sie zwar

noch gegen den unversöhnlichen Feind ihres Bruders, den Unterdrücker ihres Volks, und den Räuber ihrer Freyheit, wie sie den vor ihr stehenden Roderich erblickte. Aber kaum sahe sie auch, wie dieser junge Eroberer voller Ausdruck der Ehrfurcht und der Artigkeit sich ihr nahte, als ihr Herz schon zu mildern Empfindungen sich neigte. Ihre Reize hatten ihn auf einmal entwafnet; er sank zu ihren Füßen, und sagte mit innigster Rührung:

„Ach gnädigste Prinzeßin! wie unglücklich fühl' ich mich selbst, daß ich diese schreckensvollen Leiden über Sie verhängen muste, da Sie doch die Anbetung der ganzen Welt verdienen! wie konnte ich mich doch von meinem unbegränzten Ehrgeiz so weit hinreißen laßen? — halten Sie es meiner Uebereilung zu Gnaden, und sagen Sie mir, womit ich mein Verbrechen bey Ihnen verbüßen kann! — Ach! ich habe Ihre Reize nicht gekannt! —

Nur ein Strom von Thränen war Delmirens Antwort. Sie bezeigte Verlangen nach Ruhe, und dieß bewog den gerührten König, sich izt von ihr zu entfernen, ohne daß er von

ihr

ihr erfahren hatte, ob seine Reue ihm ihre Verzeihung bewürkt habe. Doch die Liebe begann bereits das ihrige für ihn zu thun, und schon lenkte sie das Herz der jungen Schöne zur Versöhnlichkeit. So bald sie wieder allein war, untersuchte sie die sonderbare Bewegung, die sie zu ihrem Erstaunen für ihren bisherigen Feind empfand; aber diese Betrachtungen raubten ihr auch alle die Ruhe, die sie doch auf *diesen* stürmischen Tag so sehr nöthig hatte. König Roderich war ein schöner, junger Mann, voller Feuer, und voller Leben — zum Eroberer im Felde der Liebe so gut gemacht, als im Felde des Mars. Und dann — diesen mächtigen furchtbaren Monarchen — entwafnet zu ihren Füßen liegen zu sehen — wie sehr muste diese Vorstellung nicht den Gedanken des Feindes ihrer Familie aus ihrem Herzen verdrängen! Zwar fanden sich auch wieder mancherley Erinnerungen bey ihr ein, die eben nicht zu seinem Besten sprachen; aber die Liebe legte ihnen doch bald wieder Stillschweigen auf.

Roderich bezog mit seiner Hofstadt das königliche Schloß, und ermangelte nicht, der

 Prin-

Prinzeßin täglich den Hof zu machen. Sie blieb zwar immer seine Gefangene; aber er behandelte sie doch beständig mit so vieler Auszeichnung und Ehrfurcht, daß er dadurch sich immer tiefer in ihr Herz einschlich. Verschiedenemal stand er schon auf dem Punkte, ihr förmlich seine Hand anzutragen, aber immer hatte ihn bisher noch die Furcht davon abgehalten, daß Delmire ihn noch als den Feind ihres Bruders betrachten, und um deswillen seinem Herzen nicht völlig Gerechtigkeit widerfahren laßen möchte.

Inzwischen war es nicht die Liebe alleine, die ihn beunruhigte, auch die Eifersucht kam dazu. Von Natur schon zu dieser Leidenschaft geneigt, belebte die Furcht, den Gegenstand seiner Liebe zu verlieren, die Empfindungen derselben so stark in seiner Seele, daß sie nach und nach bis zur äußersten Höhe stieg. Folgender Umstand war die erste Veranlaßung dazu.

Der vertriebene König Sancho, den sein ganzes Glück verlaßen zu haben schien, sahe sich izt ganz außer Stande, aus eigenen Kräften den Fortschritten seines siegreichen Feindes,

des, des Roderich, zu widerstehen: er war also genöthiget, seine Nachbarn um Hülfe anzuflehen. Schon vor einiger Zeit hatte er sich heimlich verheurathet; niemand als seine Schwester wußte davon. Dieses Geheimniß suchte er nun izt zu Ausführung seiner Staatsabsichten zu nutzen. Denn indem er sich stellte, als ob er die größte Abneigung vor der Heurath hätte, so ließ er die Prinzen, deren Hülfe er izt suchte, *auf* die Nachfolge in seinem Königreiche hoffen, so bald sich einer mit seiner Schwester Delmiren verbinden würde. Allein er hatte diese Vorstellung nicht einmal nöthig. Die Prinzeßin war allein, auch ohne Krone, schon im Stande, ganz Europa in ihr Interesse zu ziehen. Der Ruf ihrer Schönheit erwarb ihr eine Menge Liebhaber, die nur auf Gelegenheit warteten, sich für sie zu erklären, und sie der Feßeln zu entledigen, die sie hinderten, sich einen Gemahl zu erwählen.

Die Könige von Kastilien, und von Leon, waren die ersten, die für sie die Waffen ergriffen; ihrem Beyspiele folgten bald mehrere regierende Prinzen, und so sahe sich der König von Arragonien bald an der Spitze eines zahl-

zahlreichen Heeres, das fähig war, den Räuber seiner Krone zittern zu machen. Zum äußersten aber wollt' er es doch nicht kommen laßen, bevor er nicht noch einmal den Weg der Güte versucht hatte. Er schrieb also an seine Schwester, und bat sie, den König Roderich zu ersuchen, daß er den gegen ihn aufgebrachten gesammten Spaniern den Frieden wieder geben möchte. Er verlange also nicht nur die Freyheit seiner Schwester, sondern auch die Wiederherausgabe aller der Länder und Plätze, die Roderich in diesem ungerechten Kriege erobert habe. Delmire gehorchte ihrer Pflicht, und eröfnete ihrem Liebhaber die Forderungen ihres Bruders. Roderich aber gerieth über diesen Antrag in die größte Rage. Von dem ganzen Feuer der Eifersucht entflammt, antwortete er ihr:

„Wie? Sie können von mir verlangen, daß ich Sie einem glücklichern Nebenbuhler überlaßen soll? Da müßen Sie sich einen schlechten Begriff von meiner Leidenschaft für Sie machen, wenn Sie mich dazu für fähig halten. Ich weiß wohl, was Sancho mit Ihnen vor-

vorhat. Aber eher meinen Tod können Sie von mir fordern. Nimmermehr kann ich so viel Reize in den Armen eines andern wißen. So furchtbar auch die Zurüstungen seyn mögen, womit man Sie mir zu entreißen droht, so werde ich doch eine weit größere Macht aufbieten, um Sie in meiner Gewalt zu behalten.

Er schäumte vor Wuth, und setzte die sanfte Prinzeßin über diesen Ausbruch seiner Eifersucht in solches Erstaunen, daß sie lange sprachlos und ohne Bewegung da stand. Da sie aber wahrnahm, daß ihr aufgebrachter Liebhaber so gar im Begriff stand, ihr selbst die bittersten Vorwürfe darüber zu machen, so brach sie in die Worte aus:

„Ich wundre mich sehr, gnädiger Herr, wie Sie Ihre Ungerechtigkeit gegen mich so weit treiben können. Glauben Sie, daß ich Sie habe hintergehen, und in den Plan meines Bruders habe willigen können, ohne mein Herz dabey zu Rathe zu ziehen? — Wenn Sie mich für so undankbar ansehen, so verdienen Sie die Untreue, deren Sie mich zu beschuldigen schei-

scheinen. Nein, ich schätze Ihre Gnade gegen mich, und ich werde mich ihrer wohl würdig zu machen wißen.

Diese Worte, von Thränen ihrer schönen Augen begleitet, giengen dem König zu Herzen. Von sanfteren Empfindungen seiner Liebe bewegt, sank er Delmiren zu Füßen, und sagte mit großer Bewegung:

„Zürnen Sie nicht, göttliches Mädchen! wenn meine Heftigkeit gegen Sie ein Verbrechen war, so begieng es die Liebe. Nur diese Leidenschaft beherrscht izt meine Vernunft, und schon der Gedanke des Verlustes Ihrer theuren Person würde mich zur Verzweiflung bringen. Aber ich weiß doch auch, wie ungerecht ich gegen Sie bin. Der Krieg machte Sie zu meiner Gefangenen; aber die Liebe warf mich zugleich an Ihre Sclavenketten. Izt besinne ich mich wohl, daß ich zu weit gegangen bin. Von dem Augenblick an, da ich Ihre Reize anbeten mußte, erforderte es meine Pflicht, Ihnen die Freyheit zu geben. Wohlan denn! Es stehet nun bey Ihnen, sich die-

ser Freyheit zu bedienen, wie Sie wollen. Gehen Sie hin, wenn Sie können, und werfen Sie sich dem glücklichen Sterblichen in die Arme, den Ihr Bruder für Sie bestimmt hat! Aber wer er dann auch sey, dem so viele Reize zu Theil wurden, ruhig soll er sie nimmermehr genießen, so lange ich selbst noch athme. Ich weiß, daß Ihr Bruder meinen Tod beschloßen hat. Aber dieser Tod soll auch Ihren künftigen Gemahl treffen. Meine Rache an ihm soll so wenig Grenzen haben, als meine Liebe für Sie. Und wenn alle Fürsten der Erde sich gegen mich verschworen hätten, so werde ich sie als Räuber meiner Schätze ansehen, und sie bis auf den Tod verfolgen. —

Delmire liebte den König von Valenzia zu sehr, als daß diese seine pathetische Rede nicht den tiefsten Eindruck auf sie hätte machen sollen. Sie fühlte wohl, daß es ihr schwer ankommen würde, ihn zu verlaßen, und wie viel unschuldiges Blut darüber würde fließen müßen, das sahe sie ein, und es jammerte sie. Den Tod so vieler Unglücklichen auf ihre

Seele zu nehmen, wie hätte sie das wohl ertragen können! Ihre Augen traten voll Thränen, und mit rührendem Ausdruck sagte sie:

„Ach, gnädiger Herr! wie unglücklich bin ich aber doch bey Ihrer Liebe! und wie sehr sind Sie es selbst! — Ihre Leidenschaft wird und muß Ihre und meine Tage vergiften. Was soll ich nun thun? und was soll ich meinem Bruder antworten? —

„Ich will ihm selbst antworten;

versetzte der immer noch nicht besänftigte König,

„nur Sie soll er mir zur Gemahlin geben, und hinnehmen mag er dann alles wieder, was mir meine Siege erwarben; ich will ihm alles zurück geben; selbst meine eigne Krone will ich nun als ein Geschenk von Ihnen betrachten. Nur mag er mir durch eine abschlägliche Antwort nicht die Waffen von neuem in die Hände geben: denn nur in seinem Blute würde ich dann diese Schande abwaschen.

Mit

Mit Zittern sahe die Prinzeßin die Bewegung ihres königlichen Liebhabers. Um aber die Ausbrüche seines Zorns und seiner Eifersucht so viel möglich zu mildern, bat sie ihn erst, ihr zu erlauben, daß sie selbst ihrem Bruder antworten dürfe, und versprach ihm dann, alles mögliche zu thun, um ihn zur Bewilligung einer Heurath zu bewegen, die sie beyde glücklich machen könne.

Roderich war es zufrieden. Delmire schrieb *also* einen Brief an ihren Bruder, voll der lebhaftesten Empfindungen der Liebe für seinen Feind. Ehe sie ihn aber absandte, zeigte sie ihn noch dem Könige. Auch er legte einige Zeilen bey, und so hoften sie beyde auf eine erwünschte Antwort von dem Beherrscher Arragoniens.

Doch der gute Sancho war schon mit andern Prinzen in solche Verbindungen getreten, die ihm nicht sogleich erlaubten, dem Roderich auf seinen Antrag eine bestimmte Antwort zu geben. Je länger dieser also darauf warten muste, desto höher stiegen seine Besorgnisse, diese Antwort möchte abschläglich ausfallen, und desto mehr wurde seine Eifer-

sucht dadurch entflammt. Ohne auf die Umstände Rücksicht zu nehmen, glaubte er sich schon völlig hintergangen, und sahe seinen Verlust bereits für entschieden an. Seiner geliebten Prinzeßin machte er darüber die bittersten Vorwürfe: denn er hatte die Unglückliche schon völlig im Verdacht, daß sie an der Verzögerung seiner Wünsche mit Schuld sey, und sich mit ihrem Bruder gegen ihn verschworen habe. Mit aller Macht rüstete er sich von neuem zum Kriege, und stand alle Minuten auf dem Punkte, wieder loßzubrechen.

Die unglückliche Delmire war fast in Verzweiflung darüber: denn sie liebte nur zu sehr den Undankbaren, der sie der Leidenschaft für einen andern beschuldigte, und das Wohl ihres Vaterlandes lag ihr am Herzen. Endlich, nachdem sie ihren Bruder zu wiederholtenmalen die dringendsten Vorstellungen gethan hatte, erbarmte sich die Vorsehung ihrer Drangsale, und rettete sie und Arragonien vom Verderben. Es erschienen zwey Abgesandte vom König Sancho in der Residenz, die Auftrag hatten, mit Roderich in Unterhandlung zu treten. In einem Briefe an ihn bat jener um

seine

seine Freundschaft, und versprach ihm seine Schwester zur Gemahlin. Roderich schwamm in Entzücken darüber. Delmire freute sich unendlich, die beyden Könige versöhnt zu haben, und der Friede wurde unter Hymens Vermittlung geschloßen. Beyde Königreiche stellten die größten Freudenfeste deswegen an, und Roderich wartete nur noch auf Sanchos Zurückkunft, um unter seinen Augen das Vermählungsfest mit Delmiren zu feyern, indeßen er sich ganz der süßen Hofnung, sie bald als Gattin in seine Arme zu schließen, überließ.

Nicht so ganz vergnügt war jedoch die gute sorgsame Prinzeßin über die Verbindung, die sie doch so sehnlich gewünscht hatte. Ein geheimer Kummer drückte unaufhörlich ihr Herz zu einer Zeit, wo sie doch nichts, als Freude hätte athmen sollen. Vor ihrem Geliebten verschloß sie ihn zwar sorgfältig genug. Desto mehr aber theilte sie sich zweyen Frauenzimmern mit, die ihr ganzes Vertrauen besaßen. Die eine hieß Theodora, und war ihre Erzieherin, die andre aber, Antonia mit Namen, war mit ihr aufgewachsen, und von Kindheit auf ihre Freundin.

Die meiste Besorgniß der Prinzeßin erregte ihr die eifersüchtige Gemüthsart ihres Bräutigams. Theodore rieth ihr, sich in ihr Schicksal zu fügen, und durch Nachgiebigkeit und Güte das Herz des Königs biegsam zu machen. Antonia hingegen war ganz und gar gegen die vorseyende Verbindung mit ihm, weil sie glaubte, daß sie für ihre Freundin nicht anders, als unglücklich ausschlagen könne. Bald wußte Delmire selbst nicht mehr, was sie thun sollte. Doch die Liebe hatte schon über ihr Herz entschieden, und so glaubte sie endlich auch nichts mehr übrig zu haben, als daß sie sich vorher, ehe sie sich mit dem Könige vermählte, vor künftigen Ausbrüchen seiner Eifersucht zu sichern suchte. Sie entdeckte ihm also geradezu ihre Besorgniße, und verlangte ein feyerliches Versprechen von ihm, daß er sie niemals mit seinen Grillen martern wolle.

Was verspricht nicht ein Liebhaber seiner Göttin während des Brautstandes? So that auch Roderich seiner Prinzeßin den theuersten Schwur, daß er nie wieder eifersüchtig gegen sie seyn wolle.

„Ich

„Ich war es überhaupt nie,

sezte er hinzu,

„als wenn ich Sie ganz zu verlieren befürchtete. Bald werden Sie ja die meinige; und was sollte denn noch meine Eifersucht erregen? Nein, meine Geliebteste! — Sie fürchten ohne Grund! da Sie mir einmal Ihr Herz geweyhet haben, so sichert mich ihre Tugend vor allen Bemühungen meiner Nebenbuhler. Ich fühle, daß ich der glücklichste Sterbliche bin, und was sollte mich wohl bey diesem Gefühl noch beunruhigen?

Mit diesen glänzenden Versicherungen war Delmira zufrieden. Nur steckte Roderich schon zu tief in den Feßeln seiner Leidenschaft, als daß er sie sogleich hätte ablegen können. Nur zu oft, und bald verfiel er wieder in seine alte Eifersuchtsgrillen, und dieß gab denn zu manchen, würklich komischen Auftritten Anlaß, wovon wir izt einige erzehlen wollen.

Die Herzogin von Tyrol war eine der innigsten Freundinnen unserer Prinzeßin von Arragonien. Kaum hatte solche von der Ver-

söhnung der beyden im Krieg verwickelt gewesenen Könige gehöret, so erließ sie ein sehr zärtliches Schreiben an Delmiren, worinnen sie ihr dazu Glück wünschte, und ihr Vergnügen darüber bezeigte, daß sie zugleich eine Krone dabey erwarb. Die Prinzeßin wollte ihr antworten, und sie ersuchen, ihrem Vermählungsfeste mit beyzuwohnen. Da sie nun in ihrem Schreiben manche geheime Umstände, die niemand wißen durfte, berühren mußte, so schloß sie sich, indem sie es schrieb, in ihr Kabinet ein, um von niemanden dabey überrascht zu werden.

Kaum aber hatte sie angefangen zu schreiben, so kam der König, um sie zu besuchen. Nun hatte zwar die Prinzeßin ausdrücklich befohlen, daß von dem Verbote des Zutritts zu ihr König Roderich ausgenommen sey. Aber Antonie, die im Vorzimmer die Wache hatte, und dem König nicht gut war, gerieth auf den leichtfertigen Einfall, seine Eifersucht ein wenig auf die Probe zu stellen. Sie sagte ihm also, die Prinzeßin habe verboten, niemanden in ihr Zimmer zu laßen, weil sie geheime Briefe zu schreiben habe.

„Aber

„Aber mir ists doch nicht verboten?

antwortete Roderich.

„Ihro Hoheit haben keine Ausnahme gemacht,

erwiederte Antonie.

„Wie? auch bey mir keine Ausnahme?

versetzte der König mit Heftigkeit.

„Was kann die Prinzeßin vor dem Könige, der bald ihr Gemahl seyn wird, für Geheimniße haben? ich muß ausgenommen seyn.

Um ihn noch mehr aufzubringen, stellte sich Antonie, als ob sie sehr in Verlegenheit darüber wäre. Es glückte ihr auch nur allzugut: denn Roderich glühte schon über und über.

„Nun! wenn Ihro Majestät befehlen,

sagte sie endlich,

„so muß ich wohl gehorchen. Aber ich thue es ganz auf Ihre Verantwortung.

Der König verschluckte den Gift, den ihm die muthwillige Hofdame eingab, und drang voller Entrüstung ins Kabinet. Kaum aber wurde er die Prinzeßin gewahr, so hemmte die Ehrfurcht, die ihre Gegenwart ihm einflößte, die aufrührischen Bewegungen, die schon anfingen, sich seiner Seele zu bemächtigen. Er erinnerte sich an sein Versprechen, nicht mehr eifersüchtig zu seyn, und suchte sich zu faßen.

Delmire saß mit dem Rücken nach der Thüre zugekehrt, und ihre Augen waren auf den Brief geheftet, womit sie sich eben beschäftigte. Roderich glaubte, sie sähe ihn nicht, und ganz leise schlich er sich hinter ihren Stuhl, um ihr in den Brief zu sehen. Aber ein Spiegel, der gerade vor ihrem Schreibetische hieng, und den er im Taumel seiner Begierde nicht sogleich bemerkte, verrieth ihn, und vereitelte seine Absicht. Die Prinzeßin wurde ihn nicht so bald gewahr, als sie mit Unwillen den Brief versteckte, sich nach dem König umwandte, und sich sehr empfindlich darüber beklagte, daß er sie auf die Art hätte belauschen wollen.

Roderich gerieth in Verwirrung, und wußte nicht gleich, womit er sich entschuldigen sollte: denn er fürchtete, seine Eifersucht schon zu sehr verrathen zu haben. Endlich wußte er doch nichts klügeres vorzubringen, als daß er um Verzeihung bat, und die Meinung äußerte, er hätte unmöglich glauben können, daß sich das Verbot, ihr Zimmer zu betreten, auch auf ihn erstreckt hätte, da er doch, als ihr künftiger Gemahl, auch unstreitig das Recht zu ihren Geheimnißen haben müße.

„Halten Sie mir zu Gnaden!

sagte Delmire, mit einiger Entrüstung,

„wenn ich dieses Recht noch ein wenig bezweifle! es gründet sich auf unsre Verbindung, das ist wahr; aber habe ich mich nicht zur letztern bloß Bedingungsweise verstanden? — daß Sie nemlich nicht mehr eifersüchtig seyn wollten? —

R. Bin ich denn eifersüchtig gewesen? — o Prinzeßin! Sie machen nur aus einer kleinen Neugierde ein Verbrechen, die weiter gar keine Folgen hat.

D. Gut! ich will Ihnen glauben; aber Ihre ungezähmte Neugierde können Sie doch nicht leugnen, und schon diese verdient Strafe.

R. Aller möglichen Strafe unterwerfe ich mich, nur nicht Ihrem Hasse und Ihrer Ungnade.

D. O nein! so weit soll sie eben nicht gehen, Sie sollen nur nicht erfahren, was ich geschrieben habe, und deswegen nicht weiter in mich dringen! Wüsten Sie vollends, an wen der Brief gewesen wäre, die ihre Neugierde so sehr reizte, Sie würden keinen Augenblick anstehen, diese Bedingung billig zu finden.

R. O, ich bin so schon mit Vergnügen dazu bereit. Hier haben Sie mein Wort! ich dringe deswegen nicht weiter in Sie.

D. Vortreflich! So habe ich gute Hofnung zu Ihrer Besserung.

Hierauf verließ sie der König zwar äußerlich wieder beruhiget; im Herzen aber trug er doch noch die Begierde zu wißen, was Delmire

doch für Heimlichkeiten vor ihm haben möchte, mit sich herum. Zum Unglück hatte er unter seinen Höflingen einen Vertrauten, der Forassio hieß, und ein heimtückischer, heuchlerischer Schmeichler war: da er wohl wußte, daß er sich bey seinem Herrn nicht beliebter machen konnte, als wenn er ihn mit Neuigkeiten, die auf seine Leidenschaft Bezug hatten, unterhielt, so suchte er seiner eifersüchtigen Gemüthsart auf alle mögliche Weise zu schmeicheln. Kaum hatte ihm nun der König, der ihm alle seine Heimlichkeiten zu offenbaren pflegte, den Vorfall mit der Prinzeßin anvertrauet, so wußte es ihm dieser gefährliche Höfling höchst wahrscheinlich zu machen, daß Delmire diesen Brief an niemand anders, als an einen zur Zeit noch unbekannten Nebenbuhler geschrieben haben müße, und daß ihres Versprechens ungeachtet, doch wohl noch eine Verrätherey auf dem Tapete seyn könne. Da er durch seine Kundschafter zu erfahren hofte, wenn die Prinzeßin den Brief abschicken würde, so erbot er sich, solchen aufzufangen. Roderich hatte zwar noch die Besorgniß des Zorns seiner Geliebten darüber. Forassio aber versprach ihm die tiefste Verschwiegenheit, und die

die sorgfältigste Behutsamkeit dabey, und so willigte er denn in das Unternehmen seines Günstlings.

Inzwischen trug Delmire ihrer Antonie auf, den Brief durch einen Eilboten an die Herzogin von Tyrol abzusenden. Da nun diese Hofdame einen Liebhaber hatte, der in den Diensten der Herzogin war, so legte sie an diesen noch einen Brief mit bey. Forassio erfuhr dieses durch einen Pagen der Prinzeßin, der ein Verwandter von Antonien war. Er paßte also dem Eilboten in einer gewißen Entfernung von der Hauptstadt, unter der Masque eines Räubers, auf. Da er noch einige verkappte Kerle zu seiner Hülfe bey sich hatte, so bemächtigte man sich des Menschen bald, und suchte ihm seine Depeschen zu rauben. Zum Schein nahm man ihm erst sein Geld, und seine wenigen Kostbarkeiten ab. Wie aber Forassio nach den Briefschaften griff, hatte der Bote den Brief der Prinzeßin in der Geschwindigkeit, schon vorn unter den Sattel seines Pferdes versteckt. Forassio wollte also sich des Briefs der Antonie, den er für Delmirens Schreiben hielt, und welchen der Bote

noch

noch in der Hand hatte, bemächtigen. Da ihn aber dieser fest hielt, und jener ihn solchen aus der Hand reißen wollte, so rißen sie den Brief halb von einander, so, daß der Bote diejenige Hälfte davon behielt, worunter Antoniens Name stand. Forassio aber mit der andern Hälfte zufrieden, sprengte mit seinen Leuten davon, aus Furcht, von einem Trupp Soldaten, die er von weitem zu Pferde kommen sah, überrascht zu werden, und der Bote brachte nun die andre Hälfte, nebst dem geretteten Brief der Prinzeßin glücklich nach Tyrol. Forassio eilte indeß zum Könige, und brachte ihm die geraubten Fragmente des Briefs, in der gewißen Ueberzeugung, daß solcher von der Prinzeßin sey. Sie enthielten folgende Worte:

„Du hast mir Liebe geschworen, mein
„Trauter! und meine Hofnung, daß du
„mich nicht vergeßen hast, steht fest,
„wie ein Feld. Ach! möchten doch diese
„wenigen Zeilen dir einen neuen Beweiß
„meiner unbegrenzten Zärtlichkeit für dich
„geben! ich weiß, du bist mir so hold,
„als ich dir bin. Urtheile denn, wie mir

„bey

„bey unserer grausamen Entfernung zu
„Muthe seyn muß! Ach wie kann ich wohl
„ohne dich leben — ohne mein liebstes
„auf der Welt? — wie kannst du deine
„Tage hinbringen, ohne die Umarmun=
„gen deiner getreuen und zärtlichen —

Hier war der Brief abgerißen. Der erbitterte König aber hatte genug gelesen, um das Feuer der Eifersucht, das in seiner Seele aufloderte, nicht länger zu unterdrücken.

„Darf ich mich nun wohl wundern,

sagte er,

„daß die Ungetreue mir die Beweise ihrer strafbaren Liebe so sorgfältig zu verbergen suchte? — Aber ungestraft soll sie mich gewiß auch nicht hintergangen haben. Nun wird sie nicht mehr sagen können, daß meine Leidenschaft ungerecht sey. Ich habe nur zu sehr Ursache eifersüchtig zu seyn.

Ohne Verzug eilte er zur Prinzeßin, um ihr die bittersten Vorwürfe über ihre Ungerechtigkeit zu machen. Delmire, die nichts weniger, als diese Katastrophe vermuthete,

schrieb

schrieb die Unruhe, womit er bey ihr erschien, seiner Selbstverleugnung der ihn beherrschenden Leidenschaft der Eifersucht zu, und lobte ihn deswegen, daß er sich so viel Gewalt anthäte. Aber in einem heftigen Tone antwortete ihr der König:

„Sie unterstehen sich, wie ich höre, auch noch, meiner Leichtgläubigkeit zu spotten? — O, ich thue mir nur zu viel Gewalt an. Aber der gerechte Himmel hat Ihnen die Früchte Ihres Verbrechens nicht ungerochen einärndten laßen.

Das Erstaunen der Prinzeßin war eben so groß, als ihr Unwille über eine Beschuldigung, wovon sie das Bewustseyn ihrer Unschuld loßsprach?

„Meines Verbrechens?

antwortete sie,

und das muß ich von König Roderich hören? — Sagen Sie mir doch, wenn Sie nicht mit Fleiß, in meinen Augen als ein ungewißenhafter Verfolger einer Unschuldigen erscheinen wollen, sagen Sie mir, womit habe ich doch diesen grausamen Vorwurf verdienet? —

„Ver=

„Verdient? —

rief der König,

„Glauben Sie nicht, daß mir dieser Schleyer von verstellter Tugend, womit Sie mich so lange getäuscht haben, noch undurchdringlich ist! Ich danke Gott, daß mir der Zufall diese Zeugen Ihrer Untreue in die Hände spielte. Lesen Sie hier! und leugnen Sie einmal, wenn Sie noch länger können? —

Mit einem Blick voll Verachtung sah die Prinzeßin auf den verächtlichen Liebhaber, und auf das Papier, das er ihr darreichte.

„Ich werde nicht ableugnen,

sagte sie,

„was meine Hand geschrieben hat; aber haben Sie deswegen auch Grund zu Ihrer Eifersucht und zu Ihren Vorwürfen? und worinnen liegt er? —

K. So! wollen Sie mich etwa gar noch überreden, daß dieser zärtliche Brief an mich gewesen sey? — wer ist denn der glückliche Geliebte, an den Sie dieß geschrieben haben?

D. Er sey, wer er wolle! meiner Liebe würde er wenigstens würdiger, als Sie. — Aber zeigen Sie mir doch Ihr Fragment! ich will doch sehen, ob ich würklich so zärtlich geschrieben habe.

Der König gab es ihr in die Hand, und freute sich schon zum Voraus, die wichtigste Ursache seines Verdachts erwischt zu haben. Kaum aber hatte die Prinzeßin das Blatt genau angesehen, so schlug sie eine laute Lache auf, und sagte:

„O, Sie kluger, gerechter Mann, wie sehr haben Sie sich doch getäuscht! — Sehen Sie denn nicht, daß Antonie das geschrieben hat? — ist denn das meine Hand? — und — Sind Sie denn so gar vergeßlich, meine Hand nicht mehr zu kennen? — Sie würden des Auslachens werth seyn, wenn Sie als ein König nicht auf die Ehrfurcht Ihrer Unterthanen Anspruch hätten.

Beschämt, und verirrt stand Roderich da, und wußte nicht, was er sagen sollte. Endlich besann er sich auf die Worte:

„Antonie hätte das geschrieben? —

„Geduld! ich will Sie den Augenblick überzeugen,

antwortete Delmire. Sie rief Antonien, und nahm aus ihrem Schreibpulte einige Aufsätze heraus, die sie selbst geschrieben, und die der König sogar von ihr zu lesen gehabt hatte. Diese hielt sie mit dem Briefe zusammen. Nicht die mindeste Aehnlichkeit war zwischen den beyden Schriften. Roderich konnte es nicht leugnen, daß er die Aufsätze selbst in Händen gehabt hatte; er suchte jedoch noch Ausflüchte bis — Antonie herein trat.

„An wen hast du diesen Brief geschrieben?

rief ihr die Prinzeßin zu, indem sie ihr solchen in die Hände gab.

„An meinen Liebhaber,

versetzte diese,

„der Kammerherr bey der Herzogin von Tyrol ist: Ich habe ihn dem Eilboten mit gegeben, mit welchem Ew. Hoheit Ihr Schreiben an diese Herzogin absandten, und ich erstaune darüber, wie solcher stückweise in Ihre Hände gekommen ist.

„Das

„Das sollst du künftig erfahren,
versetzte die Prinzeßin,
„izt hast du deinen Bescheid.

Antonie entfernte sich wieder; der König war überzeugt, daß seine Geliebte unschuldig war, und er konnte vor Schaam kein Auge nach ihr aufschlagen.

„Nun! haben Ew. Majestät Ihr Unrecht eingesehen? —

sagte die Prinzeßin in einem Tone, der seine ganze Seele durchdrang.

Izt wagte er es, seine Augen auf sie zu richten, und sah, daß die ihrigen in Thränen schwammen. Dieser Anblick rührte ihn so sehr, daß er sich zu ihren Füßen warf, ihre Hände ergriff, und sie mit Küssen bedeckte. Aber kein Wort konnte er vor Schaam und vor Verwirrung hervorbringen. Delmire brach endlich das Stillschweigen mit den Worten:

„Wenn Ew. Majestät von meiner Unschuld überzeugt sind, so bestimmen Sie sich selbst die Strafe, die Sie verdient haben! gegen sich selbst müßen die Könige am gerechtesten zu handeln wißen.

„Ach! ich habe den Tod verdienet,

antwortete Roderich,

„und gern wollt' ich ihn von Ihrer Hand, zu Ihren Füßen dulden. Aber ehe Sie das Todesurtheil über mich aussprechen, so laßen Sie mich vor Ihrem mitleidigen Herzen noch einmal vertheidigen, und Ihr Zorn wird bald gemäßiget werden.

„Sie haben nur zu sehr schon auf meine Gnade loßgesündiget,

versetzte die Prinzeßin,

„wie oft haben Sie mir nicht schon versprochen, Ihre eifersüchtige Gemüthsart zu ändern! und doch laßen Sie sich immer wieder zu Ungerechtigkeiten von ihr hinreißen. Kann ich wohl mit Grunde auf Beßerung hoffen, wenn ich mich auch noch einmal von Ihnen erbitten laße? —

„Sie können es gewiß hoffen,

sagte Roderich,

„nie will ich mich den Ausbrüchen dieser traurigen Leidenschaft wieder überlaßen.

laßen. Nur dieses einzigemal verzeihen Sie mir noch!

Die Liebe war einmal mit im Spiele, und sie behauptete auch hier ihre Rechte. Eine süße Versöhnung machte dem Streite ein Ende, und Roderich wiederholte sein Versprechen unter den theuersten Schwüren, es nie wieder zu übertreten. Doch! eingewurzelte Leidenschaften laßen dem menschlichen Herzen den Vorsatz der Beßerung nur zu bald wieder vergeßen. Unser Roderich war der Beweiß davon.

König Sancho, Delmirens Bruder, bekam Nachricht von der eifersüchtigen Gemüthsart seines künftigen Schwagers, und bisherigen Feindes. Nur auf die dringenden Bitten seiner Schwester hatte er Friede gemacht, und in ihre Verbindung mit König Roderich gewilliget. Aber er liebte sie zu sehr, als daß ihm ihr Unglück gleichgültig hätte bleiben sollen. Aus Liebe zu ihr beschloß er, seine königliche Würde auf eine kurze Zeit zu vergessen, und hatte den Einfall, sich verkleidet, und unter einem angenommenen Namen, nach Arragonien zu begeben, um selbst zu

 sehen,

sehen, was zwischen den beyden Liebenden vorgieng, ehe die Vermählung vollzogen würde.

Da der König von Valenzia ihn nicht von Person kannte, so ließ sich dieser Plan leicht ausführen. Sancho vertraute sich einem gewißen Lubigo an, der sein Günstling war, und als Kammerjunker in Diensten der Prinzeßin stand. Dieser steckte sich hinter ihre Vertraute, die Antonie. Die Sache wurde so veranstaltet, daß Sancho, wie er im geheim und unter dem Namen eines fremden Edelmanns, in die Residenz kam, und bey dem Lubigo abtrat, des Nachts unter Antoniens Vermittelung in das Zimmer der Prinzeßin gebracht wurde. Doch so geheim gieng es doch nicht ab, daß nicht Roderichs Vertrauter, Forassio, der alles, was bey der Prinzeßin vorgieng, auszuspioniren wußte, diese nächtliche Zusammenkunft entdeckte. Augenblicklich eilte er zu seinem Herrn, und eröfnete ihm, was vorgieng.

Wie muste nicht diese so gewiß scheinende Anzeige von Delmirens Untreue den eifersüchtigen König von neuem bestürzen! — Hier war von keinem schwankenden, unbestimmten

Brie=

Briefe, es war von einem Nebenbuhler selbst die Rede, der würklich in Person des Nachts in das Zimmer einer Prinzeßin geführet worden war, mit welcher er sich in einigen Tagen vermählen wollte. Sollte ihn dieß nicht in die größte Unruhe setzen? Inzwischen, er erinnerte sich des theuern Versprechens, das er seiner Braut gethan hatte, und er zitterte vor der Unversöhnlichkeit ihres Zorns, so bald er sie nicht ganz überführen konnte. Mit eignen Augen sich zu überzeugen, hielt er schlechterdings für nöthig, und Forassio muste dazu behülflich seyn. Dieser wußte sich auch bald durch Geschenke und durch seine Anhänger den Weg bis vor das Zimmer der Prinzeßin zu bahnen: denn Antonie war bey ihres königlichen Bruders Gegenwart auf ihr eigenes Zimmer gegangen, und der Edelknabe, der bey Delmiren die Wache hatte, war eben derjenige, der dem Forassio die ganze Sache verrathen hatte, und folglich izt auf Roderichs Seite hieng.

Delmire wußte schon von der geheimen Ankunft ihres Bruders des Königs, und, ohne von der eigentlichen Absicht seines Unterneh-

mens unterrichtet zu seyn, willigte sie darein, daß er sich unter einem andern Namen bey ihr einführen ließ. Sobald er also zu ihr kam, und die ersten Freudenbezeugungen über ihre Zusammenkunft vorüber waren, bat er sie nochmals, seinen Stand gegen jedermann, der ihn nicht schon kannte, zu verschweigen, und ihn izt bloß bey seinem angenommenen Namen Don Emanuel zu nennen.

Einige Stunden hatten sie so in süßem Vergnügen über ihre Widervereinigung beysammen gesessen, und einander von ihren Schicksalen unterhalten, als König Roderich vor Delmirens Zimmer ankam. Der Edelknabe, der die Wache hatte, gieng bey Seite, und Forassio stand auf der Lauer, um jedermann, der den König in seinen Beobachtungen hätte stören können, mit List, oder mit Gewalt zu entfernen.

Roderich konnte vor der Thür fast alle Worte vernehmen, die in dem Zimmer der Prinzeßin gesprochen wurden. Er hörte seinen vermeintlichen Nebenbuhler sehr zärtlich mit Delmiren sich unterhalten, und schon gerieth sein Blut in eine Wallung, die er kaum

zu

zu mäßigen wußte. Endlich vernahm er sehr deutlich diese Worte von der Prinzeßin:

„Du bist wohl müde, mein lieber Emanuel! — begieb dich zur Ruhe! ich habe dir das Zimmer gleich neben dem meinigen zu rechte machen laßen. Wenn du mir einen Gefallen thun willst, so sey ganz unbesorgt für deine Sicherheit! und laß mich für dich wachen! Ich stehe dir dafür, daß dich hier niemand stören soll.

Sancho umarmte die Prinzeßin, und antwortete:

„wenn du mir's erlaubst, liebes Kind, so will ich deinem Rathe folgen. Das viele Reiten hat mich freylich sehr ermüdet. Nur sorge dafür, daß ich heute nicht entdeckt werde! morgen will ich mich deinem Roderich schon selbst vorstellen. Er wird sich wohl ziemlich wundern, daß ich diese Nacht bey seiner Braut geschlafen habe.

„Nun wenn du einen guten Degen bey dir hast,

versetzte die Prinzeßin mit Lächeln,

„so kannst du es allenfalls wagen; sonst möchtest du wohl auf diese süße Nacht, einen sehr stürmischen Tag haben.

Unter diesen und mehrern Scherzreden, die der bestürzte Roderich aber alle für Ernst annahm, trennten sich die beyden Geschwister, und Sancho begab sich in ein Zimmer, worein er nur durch das Schlafzimmer der Prinzeßin kommen konnte.

Nunmehr war Delmire eben im Begriff, Antonien zu rufen, und sich von ihr auskleiden zu laßen, als Roderich das Zimmer eröfnete, und in voller Wuth zu ihr hineintrat. Doch der Anblick der Prinzeßin machte ihn auf die ersten Minuten ganz stumm, und erstickte die Vorwürfe, die er ihr zu machen beschloßen hatte.

Aber wer kann das Erstaunen der Prinzeßin beschreiben, wie sie, mitten in der Nacht, ihren königlichen Liebhaber mit einer Miene bey sich auftreten sah, die ihr würklich nichts gutes weissagte! — da sie aber sogleich auch die Ursache seiner Erscheinung errieth, so konnte sie kaum das Lachen darüber zurück halten.

„Wenn

„Wenn die Liebe Sie zu mir führt, gnädigster Herr!

sagte sie scherzweise,

„so muß ich mir dazu Glück wünschen, daß Sie so spät noch an mich denken. Ist aber Eifersucht Ihre Führerin, so halten Sie mir es zu Gnaden, wenn ich Ihnen das in meinem Leben nicht verzeihe.

Doch König Roderich fand an diesem Spase so wenig Behagen, daß er vielmehr ganz troz- zig und aufgebracht antwortete!

„O, sprechen Sie nicht von Gnade austheilen! bitten Sie lieber darum! —

D. Und weswegen denn? wenn ich fragen darf.

R. Weswegen? — o, Sie Ungetreue! wie können Sie sich noch so unschuldig stellen?

D. Sie machen mich wahrhaftig zu la- chen.

R. Leugnen Sie — lachen Sie immer! — ich weiß, was ich gehöret habe.

D. Also haben Sie gehorcht? — ey! das ist schön! das schickt sich vortreflich für einen König!

R. Wenn man Sie nicht behorcht, so erfährt man auch nichts. Aber was verderbe ich auch die Zeit mit unnützen Disputiren? — von meiner Hand soll er sterben, der glückliche Emanuel, der sich den Vorzug vor einem Monarchen von meiner Größe zu erwerben gewußt hat.

Mit diesen Worten lief er nach dem Zimmer zu, wo er glaubte, daß sich sein Nebenbuhler hinbegeben hätte. Aber die Prinzeßin faßte ihn beym Arm, und sagte:

„Sachte! sachte! Sie werden doch nicht unschuldiges Blut vergießen wollen? laßen Sie doch den armen Mann ruhen! er thut Ihnen keinen Schaden.

„O, laßen Sie mich!

antwortete der aufgebrachte Roderich,

„ich kann es kaum erwarten, sein Blut fließen zu sehen.

Izt

Izt wurde es der Prinzeßin würklich bange; sie sahe, daß es dem König Ernst war, und sie zitterte vor den Ausbrüchen seiner Wuth. So lang es in ihren Kräften stand, hielt sie ihn zurück. Aber sie war nicht stark genug, ihn ganz von seinem rasenden Vorhaben abzulenken.

Inzwischen hörte Sancho, der sich nur eben erst ausziehen wollte, den Lerm in seiner Schwester Zimmer. Er griff nach seinem Degen, und kam damit dem Roderich entgegen, der in dem Augenblick auch den seinigen zog. In größter Bestürzung war nun die unglückliche Delmire. Sie sahe, daß zwey Männer, die ihr Liebe und Blutsfreundschaft gleich theuer machte, bereit waren, einander zu ermorden. Welche Partbie sollte sie ergreifen? — sie ergriff die beste, indem sie sich selbst zwischen die beyden Könige stürzte, und mit aller Bewegung der empörten Zärtlichkeit sprach:

„Halt, unglücklicher Verblendeter! stoß dein Mordgewehr erst her in diese Brust, ehe du es wagst, es gegen meinen Bruder zu richten! —

Hätte

Hätte Roderich izt die Nachricht erhalten, daß eine Rebellion in seinem Reiche entstanden, daß seine Residenz zerstört, und seine Krone verloren wäre, sein Entsetzen darüber hätte nicht größer seyn können, als izt, da er erfuhr, daß er sich abermals übereilt hatte, und der Nebenbuhler, der ihn so sehr geängstiget hatte, niemand anders, als König Sancho war.

„Ha! ich Unbesonnener!

rief er aus, indem er den Degen von sich warf, und vor den König Sancho auf ein Knie niederstürzte,

„ich wollte Ihr Blut vergießen, theuerster Bruder! aber ich habe das meinige verwürkt. Hier ist mein Leben! rächen Sie sich, und Ihre von mir so sehr beleidigte Schwester! —

Aber Sancho schloß ihn in seine Arme mit den Worten:

„Beruhigen Sie sich, lieber Herr Bruder! sprechen Sie nicht von Rache, und von Bestrafung! ich bin mehr in Ihrer Gewalt, als Sie in der meinigen,

und ich bin selbst der strafbare Theil. Hab' ich Sie nicht selbst durch meine Verkleidung irre geführt? — ich leugne es nicht, daß ich unter dieser Masque hierher kam, um mich selbst im geheim von den Verhältnißen, worinn meine Schwester mit Ihnen steht, zu überzeugen. Nun weiß ich es nur zu gut, wie weit die Ausschweifung Ihrer Liebe für Sie gehet. Laßen Sie uns hier, nach diesem spaßhaften Zwiste, den ernstlichen Frieden, den wir schon mit einander geschloßen haben, vom neuen bekräftigen, und erlauben Sie mir nur diese Nacht bey Ihrer Geliebten auszuruhen! Morgen habe ich vielleicht das Vergnügen, Ihnen meine eigene Frau vorzustellen. —

Roderich gerieth über das freundschaftliche Betragen seines bisherigen Feindes so sehr in Verwirrung, als er noch immer über seinen groben Irrthum in Verlegenheit war. Bald sahe er Delmiren, bald den Sancho an; bald war er im Begriff, sich zu vertheidigen, und bald stand er auf dem Punkte, der Prinzeßin auf seinen Knien seinen Verdacht abzubit-

bitten. Bis zur tiefsten Schwäche der Menschheit sank in dieser Minute sein königlicher Stolz herab.

So lächerlich auch Delmiren im Anfange der ganze Auftritt vorkam, so verdroß sie doch die unanständige Eifersucht ihres Liebhabers hernach so sehr, daß sie ihm gerne einen tüchtigen Verweiß dafür gegeben hätte. Doch sie liebte ihn, seiner Fehler ungeachtet, und so fürchtete sie denn sich selbst zu schaden, wenn sie ihre Unzufriedenheit mit ihm, ihrem Bruder gar zu sehr merken ließe. Sie schwieg also ganz still, und begnügte sich blos daran, daß sie ihren Liebhaber durch Ungewißheit über sein Schicksal bestrafte: denn sie ließ ihn eben so wenig Vergebung hoffen, als völlige Unwahrscheinlichkeit fürchten. Sancho schrieb ihr Stillschweigen ihrer Bescheidenheit zu, und da er den König Roderich noch immer in grosser Verlegenheit sah, so suchte er ihn durch folgende Erklärung vollends zu beruhigen:

„ich erwarte nur noch die Ankunft einer einzigen Person, die ich an unsern Freuden will Theil nehmen laßen. Dann werde ich keinen Tag anstehen, Ihnen, lieber

lieber Herr Bruder, die Hand meiner theuern Schwester völlig zu übergeben. Diese Person ist die Herzogin von Tyrol. Um Ihnen zu zeugen, wie aufrichtig ich gegen Sie bin, so wißen Sie hiermit, daß ich mit dieser liebenswurdigen Dame im geheim vermählt bin. Aus Staats-Absichten konnte ich diese Verbindung bisher nicht bekannt werden laßen. Izt sind Sie der erste, dem ich sie aus brüderlicher Freundschaft eröfne. Ich bin überzeugt, daß Liebe alleine Ihr Herz meiner Schwester zuwandte — eine für unsre Reiche und Unterthanen so wohlthätige Liebe, daß ich alles nur mögliche that, um Ihr Herz zu beruhigen. Wenn also auch durch meine Heurath eine Nachkommenschaft entstünde, die meine Schwester von der Nachfolge in meinem Reiche ausschlöße, so fürchte ich doch nicht, daß dieser Umstand die Freundschaft, die ich zwischen unsern Häusern zu stiften gedenke, wieder vernichten wird.

„Nimmermehr, mein gütiger Bruder!

antwortete Roderich, indem er mit Freudenthränen in den Augen dem edlen Sancho am Busen sank,

„Alle Reiche der Welt gäb' ich gerne um das Herz meiner anbetungswürdigen Delmire. Hab ich das einmal in meinem Besitz, so bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, und ich willige mit Vergnügen darein, daß unsre Verbindung bis zur Ankunft Ihrer liebenswürdigen Gemahlin verschoben wird.

Delmire hörte diese Verabredung mit an, ohne ihre ausdrückliche Einwilligung darein zu geben. Ihr war izt nur daran gelegen, daß die beyden Könige in Frieden aus einander giengen; sie widersprach also auch nicht; denn sie glaubte ohnedem, daß es mit der Ankunft der Herzogin von Tyrol nicht so geschwinde gehen, und sie immer noch so viel Zeit gewinnen würde, um ihren Liebhaber noch etwas länger auf die Probe zu stellen. Hierinn betrog sie sich nun wohl ein wenig, wie wir bald sehen werden; doch war auch König Roderich durch diesen letzten Vorfall noch immer nicht

bekehrt

bekehrt worden, wie wir ebenfalls bald sehen werden.

Sancho bat ihn vorizt, sich nach Hause zu begeben, und ruhig zu seyn. Roderich sahe nun wohl, daß er hier länger nichts nütze war, er gieng also auch würklich fort, und Sancho sowohl als die Prinzeßin machten wieder Anstalt sich zur Ruhe zu begeben.

Kaum war aber jener in seinem Zimmer angekommen, wo sein Vertrauter Forasso ihn erwartete, so erschreckte ihn dieser von neuem mit einer Nachricht, die ihm eben so unerwartet, als sonderbar vorkam. Er hätte nemlich, wie Ihro Majestät sich bey der Prinzeßin befunden, zwey junge Herren heimlich, und mit vieler Behutsamkeit sich herein schleichen sehen. Der Edelknabe im Vorsaale der Prinzeßin hätte ihm erzehlet, daß der eine von diesen Herren bey Delmiren gemeldet zu werden verlanget habe, daß aber hernach, als es der Page um deswillen, weil die Prinzeßin noch Besuch habe, abgeschlagen, beyde in Antoniens Zimmer gegangen wären, die über ihre Ankunft eben so sehr erfreut, als erstaunt geschienen hätte.

 So

So feste nun auch Roderich in seinem Herzen alle Eifersucht verschworen, und so oft er sich schon damit betrogen hatte, so war ihm gleichwohl der Gedanke, zu wißen, daß in der Nacht noch zwey unbekannte junge Herren zur Prinzeßin gegangen wären, eben so unausstehlich, als daß er von ihren geheimen Verrichtungen bey ihr keine Nachricht haben sollte. Die Furie Eifersucht war vom neuen da, und ließ ihm eher keine Ruhe, bis er von diesem neuen unerwarteten Vorfalle unterrichtet war. Eben so wenig unterließ der heimtückische Forassio, noch mehr Oel ins Feuer zu gießen. Man berathschlagte sich darüber, was zu thun sey. Endlich fand es Roderich auf Forassio's Rath am sichersten, wieder umzukehren, und selbst Kundschaft von der Sache einzuziehen.

Er begab sich also heimlich wieder hinauf in den Vorsaal der Prinzeßin, und fand den wachthabenden Edelknaben, den Forassio schon gestimmt hatte, auf seinem Posten. Dieser erzehlte ihm denn: sobald Ihro Majestät sich entfernt gehabt, wäre Antonie in das Zimmer der Prinzeßin gegangen; bald darauf aber

wäre

wäre sie wieder heraus gekommen, und hätte aus ihrem eigenen Zimmer den einen von den beyden jungen Herrn zu Delmiren geführt; der andere aber wäre noch bey Antonien geblieben. —

Kaum hatte der Page ausgeredet, so hörte Roderich im Zimmer der Prinzeßin ein wechselseitiges Lachen, und die Ausbrüche eines ausschweifenden Vergnügens. Den Augenblick wollt' er hinein dringen. Aber der Page hielt ihn zurück, und sagte ihm, daß er ihn lieber an ein geheimes Fenster, das aus Delmirens Zimmer auf eine Gallerie gienge, führen wolle; wo er, wenn der Vorhang nicht ganz zugezogen sey, alles, was darinnen vorgienge, übersehen könne.

Begierig ergriff Roderich diesen Vorschlag. Der Page führte ihn durch einen dunkeln Gang an das beschriebene Fenster, wo er, weil der Vorhang würklich ein wenig zurückgezogen war, das ganze Zimmer übersehen konnte. Aber Himmel! welch' ein Anblick für einen so eifersüchtigen Liebhaber, als unser Roderich war! — Delmire saß neben einem jungen Menschen in Reisekleidern, und von ungemei-

gemeiner Schönheit auf einem Ruhebette. Beyde hatten einander in die Arme geschloßen. Der junge Mensch lag mit dem Kopfe auf dem halb entblößten reizenden Busen der Prinzeßin. Bald drückte er ihre Hände, bald sie die seinigen an den Mund. Bald küßten sie sich mit einer Inbrunst, als ob sie nie ihre Lippen wieder von einander laßen wollten. Bald drückten sie einander mit zärtlichem Ungestüm an ihre Herzen. Bald sagten sie sich die größten Süssigkeiten und die theuersten Versicherungen ihrer Liebe vor. Kurz, es war ein Auftritt der innigsten Zärtlichkeit, und der ausschweifendsten Vertraulichkeit. —

Roderich gerieth ganz außer sich vor Wuth; er knirschte mit den Zähnen, und konnte sich kaum enthalten, das Fenster einzustoßen, und durch die bittersten Vorwürfe seinem in Feuer glühenden Herzen Luft zu machen. Aber keine Macht des Himmels hätte ihn zurück halten können, daß er nicht den finstern Gang wieder hervor tobte, und mit nicht geringem Ungestüm an die verriegelte Thür der Prinzeßin anschlug.

Delmire ahndete sogleich die Ursache der plötzlichen Zurückkunft ihres Liebhabers, ob

sie

sie gleich nicht wißen konnte, daß er sie schon so nahe belauscht hatte. Um nun den Spaß vollkommen zu machen, bat sie den jungen Menschen, der bey ihr war, sich auf einige Minuten in ihr Schlafzimmer zu verstecken, und ließ nunmehro den Roderich herein.

Wie Feuerfunken flogen seine Augen umher, als er herein trat. Da er aber niemanden fand, an dem er seine Wuth auslaßen konnte, so überhäufte er die Prinzeßin mit einer Menge der bittersten Vorwürfe. Delmire aber schwieg ganz still, und antwortete ihm keine Sylbe, um zu sehen, wie weit er sein unsinniges Betragen gegen sie noch treiben würde. Doch dieses Stillschweigen brachte ihn nur noch mehr auf, und kam ihm als die größte Beleidigung vor. Er fuhr fort mit seinen Vorwürfen, und vergaß sich, bis zur größten Unanständigkeit. Endlich sagte die Prinzeßin mit einer Mäßigung, die ihn noch mehr, als ihr eingebildetes Verbrechen verdroß:

„Nun ists genug. Ich wollte bloß sehen, was für ein Gemälde die Eifersucht einem Liebhaber von seiner Geliebten macht: Die Ihrige hat das schwär-

zeste Gift auf die unglückliche Delmire ausgeströmt. Meine Neugierde ist bestraft genug: ich bin Ihrer Liebe nicht mehr werth, da ich Ihre Hochachtung verloren habe. Verunehrt in Ihren Gedanken, darf ich mir nicht mehr schmeicheln, über Ihr Herz zu herrschen.

„Auch ich habe gesehen genug,

antwortete der aufgebrachte Roderich,

„um Ihnen meine ganze Liebe entziehen zu dürfen. Aber dennoch fühle ich mein Herz noch immer für Sie schlagen. Nun werden Sie sich dießmal schwerlich rechtfertigen können. Meine Augen —

„Haben Sie nicht betrogen,

fiel Delmire ein,

„wenn Sie mich würklich in den Armen einer jungen Mannsperson gesehen haben. Aber es war Ihnen schon recht. Ihre Neugierde und Ihr Mißtrauen gegen eine Dame, die Sie zu lieben vorgeben, muste so bestraft werden.

Rode=

Roderich wollte sie unterbrechen. Aber sie ließ ihn nicht zum Worte kommen, sondern fuhr weiter fort:

„ich leugne es nicht, daß Ihr Verdacht nie gegründeter war, als izt. Aber dennoch würden Sie sich den Verdruß, mich für untreu zu halten, haben ersparen können, wenn Sie auf meine Ehre und Tugend mehr Rücksicht genommen hätten. Sie sehen, daß ich Ihnen mein Verbrechen nicht verheimliche. Aber Sie hätten mich dennoch nicht belauschen, und mehr Zutrauen zu meiner Rechtschaffenheit haben sollen. Auch werde ich Ihnen dieß um keinen andern Preiß vergeben, als daß Sie keine Rechtfertigung von mir fordern.

„Seyn Sie ruhig!

versetzte der König,

„ich fordere keine Rechtfertigung, und mag keine Verzeihung. Nur nach Rache dürstet mein Herz, und nach dem Blute meines Nebenbuhlers. Hielte die Liebe mich nicht noch zurück, so würden Sie

 selbst

selbst das Opfer derselben seyn müßen. Aber ich werde sie überwinden, diese Liebe; bald wird Gleichsinn, und vielleicht gar Verachtung an ihre Stelle treten.

„Vielleicht auch auf meiner Seite,

erwiederte die Prinzeßin,

„aber genug davon! wir verderben die Zeit mit unnützem Streiten. Ich wollte Ihnen Mittel an die Hand geben, meine Verzeihung zu erhalten. Aber, da Sie das nicht einmal wollen, so muß ich zu meiner Rechtfertigung schreiten, und Sie damit bestrafen, wenn Sie anders, wie Sie selbst versicherten, noch Liebe für mich haben.

„Wie? rechtfertigen wollen Sie sich noch?

fragte Roderich mit spöttischem Lächeln,

„ich möchte doch wißen, wie Sie das anfangen wollten, und was Sie noch für Reize vorräthig hätten, um mich damit gegen alles blind zu machen, was ich doch selbst gesehen habe?

„O,

„O, wollte Gott!
antwortete Delmire,
„es würde Ihnen so leicht, Ihre Eifersucht zu verleugnen, als es mir werden muß, mich bey Ihnen zu rechtfertigen! ich verliehre kein Wort mehr darum. Können und wollen Sie izt meine Unschuld auf meine bloße Versicherung noch annehmen, so sind wir versöhnet, und ich nehme Sie, ohne weitere Proben, zu meinem Gemahl an. Verlangen Sie aber eine weitere Rechtfertigung, so sind wir auf immer geschieden, so gewiß auch mein Herr Bruder vor kurzem noch die Sache gemacht hat. Sie haben die Wahl. Ich habe kein Wort mehr zu sagen.

Der feste und zuversichtliche Ton, worinnen die Prinzeßin ihre Unschuld betheuerte, machte den König doch ziemlich stuzig. Gleichwohl dünkte es ihm ganz unmöglich, daß ihn seine Augen hätten betrügen sollen. Er wußte es gewiß, daß er einen fremden Jüngling in Delmirens Armen gesehen hatte, sie war es sogar selbst nicht in Abrede; wie hätte ihm diese Ueberzeugung wohl noch eine Wahl übrig laßen sollen. Er sagte also:

„Wohl!

„Wohl! wenn Sie beweißen können, daß Sie unschuldig sind, so gebe ich alle meine Ansprüche auf Sie dahin. Für Ihre Unschuld will ich gern das einzige Glück meines Lebens aufopfern.

„Nun wohlan!

erwiederte die Prinzeßin,

„so will ich erst meinen Bruder wecken.

R. Wie? auch Ihren Herrn Bruder wollen Sie zum Zeugen Ihrer Beschämung auffordern.

D. Oder Ihrer Ungerechtigkeit. — Ja! er muß hier seyn: denn wenn Sie den Gegenstand Ihrer Eifersucht sehen werden, so möchte Sie ihre Hitze übereilen, und ich möchte dann wohl auch seine Hülfe brauchen.

Die Prinzeßin gieng, den König Sancho herbey zu holen, und ließ ihren Liebhaber in einer sehr unruhigen Gemüthsverfaßung zurück. Die Festigkeit ihres Betragens, die in der That mehr das Bewustseyn der Unschuld, als des Verbrechens karakterisirten, setzte ihn

in

in Erstaunen. Schon fieng er an zu fürchten, daß er sich abermals betrogen haben möchte, obgleich der Auftritt, den er eben mit angesehen hatte, noch sehr lebhaft vor seinen Augen schwebte. Fast stand er schon auf dem Punkte, zu Delmirens Füßen um Verzeihung zu flehen, und sein Unrecht zu gestehen. Lange kämpfte er mit den gewaltsamen Empfindungen seines Herzens, und suchte zu einem bestimmten Entschluß zu kommen; bis endlich die Zurückkunft der Prinzeßin, und die Erscheinung des jungen Menschen, den er in ihren Armen gesehen hatte, und welchen sie izt an der Hand hereinführte, in noch größere Verwirrung setzte.

Eine bedeutungsvolle Stille von einigen Minuten begleitete diesen Auftritt. Roderich wollte reden, und konnte nicht: denn der junge Mensch sah' ihm ohne Furcht mit einer dreisten Miene ins Gesicht. Delmire fieng an, zu lachen, und izt war er im Begriff, seinen Degen zu ziehen. — Doch in dem Augenblick trat auch König Sancho im Schlafrocke, und nur halb angekleidet, herein. Sein Erstaunen war unbeschreiblich.

„Was

„Was seh' ich?

rief er aus,

„König Roderich! — Sie — noch hier? — und — — izt unterbrach ihn die Prinzeßin mit den Worten:

„Verzeihen Sie, lieber Herr Bruder! daß ich Sie auf etliche Minuten aus Ihrer Ruhe störe! Es kommt hier auf die Ruhe meines ganzen Lebens an. Betrachten Sie mir einmal den jungen Herrn da, und sagen Sie dann dem eifersüchtigsten aller Liebhaber, was er mit ihm machen soll! Ich entferne mich, um durch meine Anwesenheit zu keiner Partheylichkeit Anlaß zu geben.

Schnell gieng sie hierauf in das Nebenzimmer, nachdem sie dem Roderich noch einen Blick zugeworfen hatte, der ihn fast aus aller Faßung brachte. König Sancho begriff zwar noch nicht, was alles dieß zu bedeuten hatte. Indeßen trat er doch dem jungen Menschen etwas näher, und betrachtete ihn. Allein welch' freudiges Erstaunen ergriff ihn, als er seine Gemahlin, die Herzogin von Tyrol, unter dieser Verkleidung erkannte! — —

Mit dem lauten Ausruf:

„Ach Himmel! meine theure Therese! — bist du es? —

stürzte er in ihre Arme; und hörte, und sah' nicht mehr, was um ihn her vorgieng. Roderich erwachte aus einem schrecklichen Traume, wie er den Namen der Herzogin hörte, und in der äußersten Bestürzung rief er aus:

„Allmächtiger Gott! was hab' ich gethan? ach! bin ich doch der unglücklichste Mensch unter der Sonne! —

Sein Auge starrte hin auf die Umarmungen der beyden Liebenden, und das Bewustseyn seines Irrthums stürzte ihn in Verzweiflung. Wie eine Bildsäule stand er da, sprach- und leblos; — kein Tropfen Blut wäre gekommen, hätte man ihm eine Ader geschlagen.

König Sancho merkte wohl, daß zwischen Roderich und seiner Schwester ein neuer Auftritt der Eifersucht vorgefallen seyn mochte, wozu die männliche Erscheinung seiner Gemahlin Gelegenheit gegeben hatte. Aber da er die Bedingungen nicht wußte, die zwischen beyden Theilen festgesetzt worden waren, so

hofte

hofte er den Frieden unter ihnen bald wieder herzustellen. Er bat also den König Roderich, sich ruhig nach Hause zu begeben, und ihm die Ausgleichung seiner Sache mit Delmiren allein zu überlaßen. Dieser entfernte sich auch sogleich, und gieng in der Verzweiflungsvollsten Lage seines Herzens von dannen. So bald er aus dem Zimmer war, kam die Prinzeßin wieder zum Vorschein, und erzehlte nun ihrem Bruder alles, was zwischen ihr und dem Roderich vorgefallen war. Sancho erschrack anfänglich sehr darüber, und fürchtete für sich und für sie die traurigsten Folgen davon. Doch seine Gemahlin beruhigte ihn bald wieder durch das Versprechen, sich ins Mittel zu schlagen, und die beyden Verliebten wieder mit einander auszusöhnen.

Die Herzogin von Tyrol hatte — um auch nun dem Leser von ihrer unvermutheten Erscheinung bey uns Nachricht zu geben — von der Prinzeßin Delmire kaum die erfreuliche Nachricht erhalten, daß zwischen ihrem Gemahl und Roderich der Friede geschloßen sey, so machte sie sich unverzüglich auf den Weg zu ihrer Freundin. Auch hatte Sancho

ihr

ihr sein Vorhaben, seine Schwester im geheim zu überraschen, gemeldet. Ihre Absicht war also, noch vor ihrem Gemahl in der Residenz einzutreffen; es fügte sich aber, daß sie beyde fast zugleich daselbst ankamen. Die Prinzeßin hatte zur Bequemlichkeit auf der Reise Mannskleider angelegt, und in diesem Aufzuge kam sie denn auch zu Delmiren. Uebrigens hatte sie ihre Ankunft mit Fleiß auf die Nacht eingerichtet, um am Hofe desto weniger erkannt zu werden.

Izt war nun König Roderich in einer Art von Verzweiflung von seiner Geliebten weggegangen. Kaum befand er sich dann wieder allein auf seinem Zimmer, so stellte ihm seine Einbildung ein gräßliches Gemälde seiner Lage vor. Die Ungerechtigkeiten, deren er sich gegen die anbetungswürdigste Person schuldig gemacht hatte, die Güte, womit sie ihm Versöhnung angeboten, und die Unerschrockenheit, mit welcher sie seinen Vorwürfen begegnet, und ihre Unschuld versichert, die Art und Weise endlich, wie sie sich gerechtfertiget hatte, — alles das gieng ihm so im Kopfe herum, daß er seine Eifersucht verfluchte, und selbst sein

Leben nicht mehr achtete, indem er Delmiren nun gewiß auf immer verloren zu haben glaubte.

„Welcher unselige Geist regierte doch mein Herz,

sagte er zu seinem unwürdigen Freunde Forassio,

„daß ich fähig war, Delmiren zu entsagen? — zu welcher Blindheit hat mich doch meine Eifersucht hinreißen können? — und du Verräther! — du allein hast mich durch deine teuflischen Intriquen in diese verzweiflungsvolle Lage versetzt! nun hilf mir auch wieder aus meiner Verlegenheit! — oder stoß mich nieder, daß ich nur aus dieser verruchten Welt wegkomme! —

Forassio stand eben so beschämt da, wie sein Herr. Er wußte eben so wenig, wie er sich herauswickeln, als was er seinem Herrn für einen Rath geben sollte. Roderich aber faßte ihn in der Hitze seines Unwillens bey der Brust, und sagte:

„Rede, Schurke! oder ich reiße dir dein tückisches Herz aus dem Leibe!

„Gut

„Gut dann! so will ich reden,

antwortete endlich der Höfling,

„aber Ew. Majestät müßen auch von dem Vorurtheil ablaßen, als ob ich an dem unglücklichen Ausgange einer wohlgemeinten Sache Schuld wäre. Hab' ich Ihnen denn eine Unwahrheit gesagt? hab' ich Sie hintergangen? — was kann ich denn dafür, daß die Herzogin den bizaren Einfall hatte, in Mannskleidern des Nachts zur Prinzeßin zu schleichen? — hab' ich es wohl verschuldet, daß Ew. Majestät nicht mehr Zutrauen zu ihrer Rechtschaffenheit hatten, um, wie sie verlangte, ihr ihre Unschuld auf ihr bloßes Wort zu glauben? — aber so gehts uns unglücklichen Dienern der Monarchen, wir müßen immer von den Handlungen unsrer gebietenden Herren die Schuld tragen. —

Hier unterbrach ihn der König mit den Worten:

„Du hast Recht, Forassio! aber izt will ich deinen Rath, und nicht deinen

Verweiß. Soll ich mit Schimpf und Schande, und unter den peinlichsten Empfindungen meines Herzens, dieses Königreich verlaßen, das ich erobert habe? — oder soll ich mir selbst eine Kugel durch den Kopf jagen?

„Keins von beyden, gnädigster Herr! antwortete Forassio,

„So lange Sie meinen Rath noch annehmen, darf es nicht dahin kommen, daß König Roderich ein Spott seiner Feinde werde. Noch haben Sie ja das Reich, und seinen König in Ihrer Gewalt. Sancho muß, wenn er nicht ewig Ihr Gefangener seyn will, zur Aussöhnung mit der Prinzeßin die Hand bieten, und — sie muß Ihnen vergeben.

R. Ich hab' ihr ja aber selbst entsagt. —

F. Schadet nichts. Sie haben das in der Uebereilung gethan. Legen Sie sich nur izt ruhig nieder! morgen mit dem frühesten bin ich bey Sancho, und bey der Prinzeßin, und bringe Ihnen Friede mit.

Bey

Bey dieser Vertröstung beruhigte sich zwar Roderich ein wenig; er schlug sich aber doch die ganze übrige Nacht hindurch mit den fürchterlichsten Erwartungen der Zukunft herum. Nicht viel beßer gieng es auch Delmiren. Sie liebte den Roderich bey allen seinen Fehlern doch noch immer, und es gieng ihr überaus nahe, daß er sich ihrer Liebe so unwürdig gemacht hatte. Schon fieng sie an zu wünschen, er möchte nur kommen, und seinen Fehler bereuen, um einen guten Vorwand zu haben, sich wieder mit ihm auszusöhnen. In dieser Unruhe, und unter allerhand quälenden Besorgnißen brachte sie schlaflos den Morgen heran, von welchem sie erwartete, daß er ihr Schicksal endlich völlig entscheiden würde.

Am behaglichsten verlebte Sancho den Rest dieser unruhigen Nacht mit seiner schönen Gemahlin. An ihrem Busen genoß er die Freuden der Liebe, und die Entzückungen eines lang entbehrten Genußes ihrer Zärtlichkeit, ohne ängstliche Furcht vor der Zukunft: denn er kannte die Liebe zu gut, als daß er nicht von ihr hätte erwarten sollen, sie würde zwischen dem König Roderich und seiner Schwester bald alles wieder in das vorige Gleiß bringen.

Der geschmeidige Höfling Forassio fand also die Gemüther derer, mit welchen er es zu thun hatte, schon sehr gut auf seinen Antrag vorbereitet, wie er früh Morgens als Abgesandter seines Herrn erschien, um zwischen den uneinigen Partheyen Friede zu stiften. Sancho und seine Gemahlin traten sogleich auf Roderichs Seite, und so muste sich die Prinzeßin, ob sie gleich aus weiblicher Delikatesse noch manchen Widerstand that, doch bald ergeben. König Roderich wurde herbey gerufen, und erhielt auf seinen Knien die Verzeihung seiner Geliebten, nachdem er noch einmal das theure Versprechen gethan hatte, in ihre Tugend nie ein Mißtrauen zu setzen, und wenn er auch das größte Recht dazu zu haben glaubte. In drey Tagen wurde die Vermählung angesetzt, und alles schien nun einem glücklichen Ende sich zu nähern.

Es waren gewiße Staatsursachen vorhanden, welche den König Sancho bewogen, diese Verbindung ganz in geheim, auf dem Zimmer der Prinzeßin, und bloß in seinen und seiner Gemahlin Beyseyn zu vollziehen. Eben so im stillen, wurde in der folgenden Nacht

dem Roderich Delmirens Schlafzimmer eröfnet. Im Wonnerausch gieng diese für ihn so selige Nacht vorüber. Mit Anbruch des Tages wand er sich aus den schönen Armen seiner geliebten Gemahlin und ließ sie allein. Delmire war eben aufgestanden, und gieng noch halb träumend von den eben genoßenen Vergnügungen der Liebe, im Zimmer umher; als eine ihrer Kammerfrauen ihr meldete, daß ein alter ehrwürdiger Herr da sey, der ohne Verzug mit ihr zu sprechen verlange. Die neue Königin befahl, ihn sogleich herein kommen zu laßen, und es erschien ein gewißer Fernando, der ein Günstling ihres Vaters gewesen war, und seit dem Tode deßelben auf einem einsamen Landguthe, in einer der entferntesten Provinzen des Königreichs lebre. Delmire kannte ihn sogleich, und voll Vergnügen ihn wieder zu sehen, rief sie ihm zu:

„Willkommen, lieber Alter! was treibt Sie denn aus Ihrer Einödе wieder her zu uns? ich freue mich doch recht sehr, Sie einmal wieder hier bey uns zu sehen.

„Ich danke unterthänigst, gnädigste Prinzeßin!

antwortete Fernando,

„Nur meine Liebe für Ew. Hoheit führte mich aus meiner stillen Behausung zu Ihnen, und der allgemeine Ruf, daß meine Prinzeßin dem König von Valenzia heyrathen würden, belebte diese Liebe in meinen Herzen.

„Also kommen Sie vielleicht, um mir dazu Glück zu wünschen!

versetzte die Königin,

„haben Sie Dank, lieber Fernando! es ist wahr; in einigen Wochen bin ich die Gattin des nun versöhnten Feindes von unserm Hause. Habe ich dem Staate nicht ein rechtes großes Opfer gebracht?

„Nur zu groß wär' es, gnädigste Prinzeßin!

sagte Fernando,

„ich bitte also um Verzeihung, wenn ich nicht komme, um Ihnen dazu Glück zu wünschen, sondern dieses Bündniß vielmehr wieder zu trennen. Gott sey Dank, daß er mir noch Kräfte zu dieser Reise gab! —

„Sie spaßen, ehrlicher Fernando!

antwortete lächelnd die Prinzeßin,

„Sie werden doch als ein alter Patriot nicht zwey Königreiche um eine Ruhe bringen wollen, die ich ihnen kaum durch meine Hand verschafft habe? Ueberdieß liebe ich auch den König Roderich; warum sollte ich ihn denn also nicht heyrathen?

„Im Ernst, meine Prinzeßin! versetzte Fernando,

„Sie können, — Sie dürfen durchaus nicht. Göttliche und menschliche Gesetze verbieten es Ihnen.

Die Königin erschrack nicht wenig, als sie an der bedeutenden Miene des Alten wohl sahe, daß er nur zu sehr im Ernste sprach, und daß er etwas wichtiges auf den Herzen haben müße. Mit Zittern fragte sie ihn dann:

„Welche Gesetze können hier über mein Herz, und meine Hand gebieten?

Und — namenloses Entsetzen schmetterte sie darnieder, als Fernando sogleich antwortete:

„König Roderich ist Ihr Bruder.

„Ach Gott!

rief sie aus,

„so geben Sie mir lieber den Tod! —

Halb ohnmächtig sank sie auf ihren Stuhl zurück, und erschreckte dadurch den guten Alten fast so sehr, als er sie in Schrecken gesetzt hatte.

„Das ist unmöglich!

fuhr sie nach einer kurzen Erholung fort,

„das kann ich nicht glauben. — Aber ist sie dennoch wahr, diese abscheuliche Nachricht, so sagen Sie mir, wie? wodurch? warum das seyn kann? — Um Gottes Willen, Fernando! hintergehen Sie mich nicht! — mein Leben — die Wohlfahrt der Nation hängt daran. —

Fernando sank vor ihr auf ein Knie nieder, und sprach mit Thränen in Augen:

Faßen Sie sich, meine gnädigste Prinzeßin! und verzeihen Sie einem alten treuen Diener Ihres Hauses, wenn er Ihnen ein Geheimniß enthüllen muß,

das

das für Sie freylich nicht anders, als sehr traurig seyn kann! Sie wißen, daß Ihr Herr Vater, und der vorige König von Valenzia, die vertrautesten Freunde waren. Der letztere hatte keine Kinder, und seine Jahre ließen ihn auch auf deren Erhaltung länger nicht mehr hoffen. Gleichwohl wünschte er einen Kronerben zu haben, den er liebte; denn mit seinen Verwandten lebte er in Uneinigkeit, und gönnte ihnen die Thronfolge nicht. In dieser Verlegenheit wandte er sich nun an seinen Freund, den Arragonier. Die Königin, Ihre Mutter, hatte schon den Prinzen Dancho geboren, und sie befand sich zum zweytenmale schwanger. Izt bat nun der König von Valenzia seinen Freund Alphons, ihm das Kind zu überlaßen, das seine Gemahlin zur Welt bringen würde: denn er nahm es fast für gewiß an, daß es wieder ein Prinz seyn müße. Wär' es nun auch schon für unsern König nicht an und für sich selbst höchst schmeichelhaft gewesen, einen von seinen Söhnen als Erben des Königreichs Valenzia zu sehen, so würde es ihm doch

seine Freundschaft für den Valenzier nicht gestattet haben, ihm seine Bitte abzuschlagen. Bald wurde also das Gerücht verbreitet, daß die Königin von Valenzia sich schwanger befände, und als Ihre Frau Mutter würklich mit einem Prinzen nieder kam, gab man vor, daß er todt zur Welt gekommen sey; der junge Prinz aber wurde heimlich nach Valenzia geschaft, und von dem dortigen Könige unter dem Namen Roderich für seinen Sohn ausgegeben. Und eben dieser Prinz ist nun der izige König, den Ew. Hoheiten zu heyrathen, willens sind. —

Delmire hatte mit dem größten Erstaunen zugehört.

„Aber wißen Sie das alles auch gewiß, Fernando?

fragte sie izt in ängstlicher Erwartung der Bestätigung. Der Alte versetzte:

„Warum sollt' ichs nicht gewiß wißen? ich war ja ihres Vaters Vertrauter; ich war Augenzeuge von dem ganzen Vorgange.

„Gut

„Gut denn!

sagte die Prinzeßin,

„so werde ich mich darnach zu achten wißen. Gott wird mir meine Sünde verzeihen, die ich ohne meine Schuld begangen habe! — aber — lieber Fernando! — ich brauche nun auch Ihre Hülfe; verziehen Sie noch hier in der Residenz bis kommende Nacht! dann sollen Sie mehr von mir hören. — —

Sie wollte noch weiter reden; Aber eine Thränenfluth erstickte ihre Worte. Fernando versuchte, sie zu trösten; aber sie bat ihn, sie zu verlaßen. Er gieng mit dem Vergnügen von dannen, eine Schandthat verhütet zu haben, die ihm ungeheuer vorkam, und ließ sich nichts davon träumen, daß seine Hülfe zu spät gekommen war, und daß er die unglückliche Delmire dadurch fast in Verzweiflung gestürzt hatte. Nur ihrer großen standhaften Seele hatte sie es zu danken, daß sie dem empörenden Gefühl, eine Blutschande begangen zu haben, nicht unterlag, sondern einen festen, den Umständen angemeßenen Entschluß faßen konnte.

Vor allen Dingen befahl sie also bis auf andre Anordnung niemanden, wer es auch sey, in ihr Zimmer zu laßen. Hier verschloß sie sich mit ihrer vertrauten Antonie. König Sancho hatte diesen Morgen sich mit seiner Gemahlin auf eins seiner Lustschlößer begeben, weil seine Anwesenheit dem Volke noch nicht öffentlich bekannt gemacht worden war. Roderich aber wollte seine Gemahlin gegen Mittag, wie er seine Geschäfte geendiget hatte, besuchen. Er erstaunte nicht wenig, wie er nicht eingelaßen wurde. Die Nacht kam heran, und noch immer war Delmirens Zimmer verschloßen. Alles dieß kam ihm natürlicher Weise ganz unbegreiflich vor. Bitten und Drohungen halfen nichts. Delmire blieb dabey, daß er nicht zu ihr gelaßen werden sollte. Auch izt fügte er sich in sein Schicksal, und begab sich wieder auf sein Zimmer, er schickte aber doch seinen treuen Forassio aus, um auszukundschaften, was bey seiner neuen Gemahlin vorgehe. Während, daß er nun unter der Folter der Angst und der Beklemmung, in seinem Zimmer umhergieng, brachte Forassio so viel heraus, daß Antonie einen Pagen mit einem Briefe wegschickte. Mitten auf der

Gaße

Gaße hielt er also mit ein Paar seiner Bedienten den Pagen an, und nahm ihm den bey sich habenden Brief ab. Dann eilte er damit zu seinem Herrn, der in der Hitze des Aufruhrs seiner Seele solchen sogleich erbrach. Aber welch' Entsetzen überfiel ihn, als er folgende Worte las:

„Sobald Sie diesen Brief empfangen, „lieber Fernando! besorgen Sie mir eine „Barque, die in einer Stunde zur Ab„fahrt auf der Rheede parat stehet. Ich „werde um diese Zeit dort eintreffen, um „mich mit Ihnen aus dem Königreiche „zu begeben. Nach dem ungeheuern „Verbrechen, das ich, obgleich ohne „meine Schuld begangen habe, kann ich „mich hier länger nicht sehen laßen. „Mein Unglück ist größer, als ich es Ih„nen beschreiben kann. Stehen Sie mir „bey, und helfen Sie mir aus dieser unbe„schreiblichen Angst, ehe König Rode„rich, den ich unendlich bedaure, etwas „von unserm traurigem Geheimniß er„fährt!

Roderich glaubte seinen Verstand zu verlieren. Tausend unbeschreibliche Empfindungen

gen bestürmten sein Herz, und schlechterdings unglaublich war es ihm, daß seine Gemahlin, die er immer für ein Muster der Tugend gehalten hatte, ein so ungeheures Verbrechen, deßen sie sich selbst beschuldigte, begangen haben sollte. Ihre Flucht jedoch zu verhindern, war nun das erste, worauf er dachte, was auch immer die Ursache davon seyn mochte. Und da keine Zeit zu verlieren war, so eilte er, so schnell er konnte, mit Forassio zu seiner Gemahlin. Ihr Zimmer war noch immer verschloßen, aber kaum hatte sich Roderich vor der Thür gemeldet, so wurde sie aufgemacht: denn Delmire hatte schon erfahren, daß ihr Brief aufgefangen, und in des Königs Hände gefallen war; sie sahe also, daß ihre Flucht vereitelt war, und sie erwartete nun ohnedem nichts anders, als daß sie, um Ruhe zu haben, ihr Geheimniß würde entdecken müßen.

Die Verwirrung, in welcher sie sich befand, als der König zu ihr herein trat, beraubte ihr Sinn und Sprache. Zitternd stand sie vor ihm, und ein Strom von Thränen stürzte ihr aus den Augen. Roderich faßte ihre Hand, und sagte:

„was

„was ist Ihnen denn widerfahren, meine Geliebteste, daß Sie sich so sorgfältig vor mir verbergen, und mir auf einmal die Rechte wieder nehmen, die Sie mir gestern gegeben haben? —

Delmire sank an seinen Busen, schluchzte und weinte immer heftiger. Noch war sie nicht im Stande, nur ein Wort hervor zu bringen. Roderichs Bestürzung stieg aufs äußerste. Sein ganzes Herz empörte der Zustand seiner Geliebten.

„Fassen Sie sich nur, meine Theuerste! sagt' er im sanften liebevollen Tone,

„Entdecken Sie mir nur den jählingen Kummer, der Ihre Seele zerreiset! es muß doch gewiß etwas wichtiges seyn, sonst hätten Sie mich nicht so schnell von Ihrem holden Antlitz verbannt, und noch weniger eine so plötzliche Flucht veranstaltet.

„Ach, mein unglücklicher Gemahl! rief sie endlich mit bebender Stimme,

„wollte Gott, wir hätten einander nie gekannt, nie diese traurige Verbindung getroffen! Verlaßen Sie mich auf immer! ich zittre vor Ihnen; vielleicht kann

ich durch mein Gebet den Himmel versöhnen, daß er uns unser Verbrechen nicht so hart anrechnet!

R. Sie reden eine schreckliche Sprache! — was sollen wir denn für ein Verbrechen begangen haben?

D. Eins der allerabscheulichsten. Wir sind — o daß ich auch nicht die leiseste Ahndung davon fühlte! — wir sind Geschwister. — —

R. Geschwister? — ich Ihr Bruder? — Ja! das wäre in der That etwas entsetzliches. Aber es ist unmöglich; es kann nicht seyn; es ist der Neid — dieser unversöhnliche Feind unsrer Glückseligkeit, der diese Fabel ersonnen hat, um uns auf immer von einander zu trennen. Sagen Sie mir, meine Theuerste! wer hat Ihnen dieses Mährchen erzählet? wer hat es gewagt, auf diese Weise das heiligste Bündniß unter der Sonne anzutasten? —

Delmire nannte ihm den Fernando, und erzehlte ihm alle Umstände, die ihr dieser von dem besondern Geheimniße seiner Geburt eröfnet hatte. Der König erstaunte Anfangs freylich sehr darüber, und wußte nicht sogleich,

was er davon denken sollte. Glauben konnt' er es aber doch schlechterdings nicht. Nur bat er seine Gemahlin, den Fernando herbey rufen zu laßen, um die Sache von ihm selbst zu vernehmen. Man schickte sogleich nach ihm, und dieser ehrliche Alte bekräftigte im Beyseyn des Königs Roderichs alles, was er seiner Gemahlin bereits gesagt hatte, mit einem theuern Schwur. So bald er geendiget hatte, fragte ihn der König, ob er den Don Franzesko d' Aleyra kenne, der ein Busenfreund seines Vaters gewesen sey, und alle deßen Geheimniße gewußt habe.

„Warum sollt' ich ihn nicht kennen?

antwortete Fernando,

„es ist wahr, er war der Liebling Ihres Herrn Vorfahren, und er wird nun Ihre wahre Geburt so gut wißen, wie ich, wenn er anders noch lebt.

„Er lebt allerdings noch,

versetzte Roderich,

„ja er ist sogar noch hier, und kommandirt als General meine Armee. Dieser alte ehrliche Greiß weiß es, daß ich mich um die Hand der Prinzeßin von Arragonien beworben habe; er hat sogar

den Frieden zwischen mir und dem König Sancho, worinn die Bedingung, daß ich die Prinzeßin heyrathen sollte, als ein geheimer Artickel mit festgesetzet war, mit schließen helfen. Konnte er wohl das alles mit gutem Gewißen zugeben, wenn er wußte, daß ich der Prinzeßin Bruder war? —

F. Nun so muß er es gleichwohl nicht gewußt haben, daß Sie aus dem Hause Arragonien stammen.

R. Warten Sie, ich will ihn selbst kommen laßen; Sie sollen ihm alles vorhalten, was Sie izt hier ausgesagt haben. Vielleicht kann er sich noch auf einige Umstände besinnen! er ist zu ehrlich dazu, als daß er mir die Wahrheit verschweigen sollte.

Forassio machte sich sogleich auf, den Don d' Aleyra herbey zu holen. Der alte rechtschaffne Feldherr säumte keinen Augenblick, zu seinem König zu kommen, da er vernahm, daß dieser etwas wichtiges mit ihm zu sprechen habe. Roderich stellte ihn dem Fernando, und diesen jenem vor. Beyde kannten einander noch vollkommen, ob sie sich gleich in langen

gen Jahren nicht gesehen hatten. Hierauf sagte König Roderich zum d' Aleyra:

„nicht wahr, Alter! du warst meines Vaters Busenfreund, und wustest um alle seine Geheimniße?

„Ja! Ihro Majestät!

antwortete dieser,

„der nie unvergeßliche Monarch erwieß mir die Gnade, mir sein völliges Vertrauen zu schenken.

R. Nun! so sag' mir hier frey; und ohne Zurückhaltung — ich befehle dir es —: bin ich meines Vaters rechter Sohn, oder bin ich nur ein angenommener? —

Der Alte erschrack so sehr über diese Frage, die er nicht vermuthet hatte, daß er die Farbe veränderte, und die ganze Versammlung mit großen Augen anstarrte.

„Und warum das, gnädigster Herr? fragte er dann,

„wem kann an der Entdeckung eines Geheimnißes gelegen seyn, das bisher niemanden nachtheilig gewesen ist, und künftig vielleicht nur Verwirrung anrichten möchte? Beßer, es wird mit meinen alten Knochen begraben. —

Der König zitterte, die Bestätigung von Fernando's Behauptung zu erfahren. Delmire kämpfte mit den heftigsten Bewegungen der Seele. Fernando freuete sich vor denen, die sein Geheimniß bezweifelten, bald gerechtfertiget zu werden, und Roderich sagte:

„Wenn du klug wärst, Alter! so würdest du die Ursache, warum ich das Geheimniß wißen will, schon eingesehen haben. Rede also! und sage mir die Wahrheit! — bey meiner Ungnade befehle ich dir es.

„Nun! so sey es denn!

versetzte d' Aleyra,

„Ihre Ungnade will ich auf meine alten Tage nicht noch auf mich laden. Es ist nur zu wahr, daß Ew. Majestät nur ein angenommener Sohn des vorigen Königs sind.

Roderich erblaßte, und sagte mit dem Ausdruck des innigsten Schmerzes:

„Also ist es doch andem, daß ich König Sancho's Bruder bin, wie dieser Fernando hier behauptet hat? — Ach Gott! warum war ich doch zu diesem großen Unglück geboren?

D' Aleyra aber fieng an zu lächeln, und Fernando muste auf Roderichs Befehl seine Erzehlung noch einmal wiederholen. Delmire hörte mit bebendem Herzen alles mit an, und flehte zum Himmel, ihr glücklich aus dieser peinlichen Lage zu helfen. Wie jedoch d' Aleyra bey Fernandos Erzehlung zu lächeln fortfuhr, schöpfte Roderich wieder einige Hofnung, und fragte nach deren Beendigung:

„Nun, d' Aleyra! ist das wahr, was dieser Mann hier erzehlt?

„Wahr, und auch nicht wahr;

antwortete dieser,

„Der ehrliche Fernando hat Ihnen ganz unnöthige Angst gemacht. Sie sind nicht Sancho's, und der Prinzeßin Bruder. — —

Neues Staunen überfiel den König, und die ganze Versammlung.

„Wer bin ich denn aber sonst?

fragte ersterer, und der General fuhr fort:

„ich fürchtete nicht, daß ich dieses Geheimniß je würde offenbaren dürfen; nur die alleinige Wißenschaft von einer Handlung, die nun freylich zum Verbrechen wird, mit in mein Grab zu nehmen,

men, hofte ich. Doch der Himmel hat es über mich beschloßen, und ich muß mich unterwerfen — Wohlan denn! — die Folgen meiner Entdeckung werden Ew. Majestät selbst zu verantworten haben. — Sie haben mich selbst dazu genöthiget — — Es ist wahr, daß der vorige König von Valenzia einen Arragonischen Prinzen zu seinem Sohne annahm, da er selbst Kinder zu bekommen, keine Hofnung mehr hatte. Aber dieser Prinz starb ein halb Jahr nach seiner Geburt. Nun befand sich der König in neuer Verlegenheit. Er ließ mich in dem Augenblick, da der Prinz die Augen geschloßen hatte, zu sich kommen. Franzesko! sagte er zu mir — du must mir einen andern Knaben schaffen, den ich zu meinem Sohn annehmen kann! denn meinen mir gehäßigen Verwandten das Reich zu überlaßen, ist mir ein unerträglicher Gedanke; aber er muß wenigstens aus ritterlichem Geblüt stammen, wenn er auch eben kein Königs-Sohn ist. Schaffe Rath, Franzesko! izt ist es noch Zeit, da niemand, als meine Frau

und

und ich, den Tod des Prinzen wißen. — Ich gieng, und holte dem König einen Knaben aus ritterlichem Geblüt. Dieser Knabe sind Ew. Majestät. Der entseelte Prinz wurde von mir selbst an seine Stelle gebracht, und jener Knabe für todt ausgegeben. So wußte niemand um die Vertauschung, als der König, seine Gemahlin, ich, und — meine Frau.

„Und wer war also mein Vater? — fragte Roderich nun wieder beruhigt.

„Ihr Vater —
antwortete der Alte mit sichtbarer großer Bewegung,

„bin ich selbst. — —

„Was? Sie sind mein Vater? —
rief der König, und stürzte in seine Arme,

„o, ich fühlte es wohl, daß Sie mir mehr waren, als mein Unterthan. Keinen Menschen habe ich je so geliebt, als Sie. Immer war es mir, als ob mir eine geheime Stimme sagte: Du hast an Franzesko einen beßern Vater, als an dem König. Freuen Sie sich, meine Delmire! nun vor aller Welt meine Gemah-

mahlin! wir haben überwunden. Dieser Mann hat Balsam in unsre Wunden gegoßen. O, mein Vater! wie glücklich bin ich, daß ich Ihnen nun Ihre Verdienste um mich, nicht bloß königlich, sondern auch kindlich belohnen kann! —

Die Königin Delmire erwachte, wie aus einem Todtenschlafe, zum neuen glücklichen Leben auf. Sie umarmte bald ihren Gemahl, bald seinen Vater, und rief voll Entzücken aus:

„Dank sey dir nun, Allgütiger! daß du mein Gebet erhöret, und mich von der unaussprechlichen Pein, worunter ich schmachtete, errettet hast!

„Ich sehe nun,

setzte Franzesko hinzu,

„daß Gott mir in meinem Alter noch eine große Freude hat erleben laßen. Glücklich fühlte ich mich bisher, wenn ich Dich, mein Sohn, und mein König, mit allen königlichen Tugenden geschmückt, und werth sahe, den Thron meines unvergeßlichen Freundes zu besitzen. Oft schlug mir mein Herz vor

Won-

Wonne, wenn Du an meiner Seite standest, und den Ruhm eines Helden mit mir theiltest; mein Blut wallte in Deinen Adern; aber doppelt glücklich fühle ich mich nun, da Du es auch weißt, daß Dein bisheriger Freund Dein Vater war, daß er bey dem Bewußtseyn, Dich selbst zum Herrscher über sich gemacht zu haben, nie die Pflichten des Unterthanen gegen den königlichen Sohn vergaß. Eins aber ist doch zur Dauer unsrer Glückseligkeit noch nöthig, und das ist Verschwiegenheit. Nie komme das Geheimniß Ihrer Geburt über die Zunge derer, die hier versammlet sind, sonst treten die Verwandten des vorigen Königs gegen uns auf, und Du, mein Sohn, würdest Dich schwerlich auf dem Throne erhalten. —

Alle Anwesende schwuren dem alten d'Aleyra einen feyerlichen Eyd der ewigen Verschwiegenheit, und keines unter ihnen brach denselben. Nur Forassio zeichnete diese Geschichte auf, und legte sie in das geheime Archiv des Königs nieder, wo sie eher nicht zum Vorschein kam, als bis Roderichs Nachkommen-

schaft,

schaft, die Familie seines Vorfahren überlebt, und von ihr weiter nichts mehr zu fürchten hatte.

Nur König Sancho, und seine Gemahlin erfuhren mit Erstaunen bey ihrer Zurückkunft, was in ihrer Abwesenheit vorgefallen war; sie freuten sich aber auch mit Roderich, und Delmiren des glücklichen Ausgangs dieser verwickelten Geschichte. Auch wurde nun die Vermählung des königlichen Paares öffentlich bekannt gemacht, und beyde Reiche genoßen in der Folge unter der Regierung der verschwägerten Könige, eine eben so ununterbrochene Ruhe und Glückseligkeit, als Delmire an der Seite Roderichs empfand, welcher bey ihrem Besitz seine eifersüchtige Gemüthsart nach und noch völlig verlor, und ein eben so guter Hausvater, als Regent wurde.

X.

Die Gefangenen in Ockzakov.

Eine

Original-Geschichte.

Erster Abschnitt.

Peter von Rehdorf, ein junger liefländischer Edelmann, wurde von seinen Eltern auf eine teutsche Universität geschickt, um seinen Geist durch allerhand Kenntniße, die im Innlande nicht zu erlangen waren, vollends auszubilden. Da er schon zu Hause den besten Privat-Unterricht genossen hatte, so stand er bereits im zwanzigsten Jahre, wie er sein Vaterland verließ, und den Sitz teutscher Musen und teutscher Galanterie betrat. Die Natur hatte ihn mit allen möglichen Gaben ihrer Lieblinge ausgeschmücket, und alle Anlagen zu einem größern Mann, als wozu er bestimmt war, in ihn gelegt. Eine große, edle Natur, ein regelmäßiger Wuchs, eine sanfte angenehme Miene, und eine blühende Gesundheit machte ihn zu einer würklich schönen Mannsperson. Feurig und unternehmend war sein

Karak-

Karakter, scharf und durchdringend sein Verstand, sein Herz aber standhaft, offen, zärtlich und mittheilend. Seine Bestimmung erfüllte er ganz auf der Akademie, und große Fortschritte that er in solchen Wißenschaften, die seinem Stande für angemeßen gehalten wurden. Da sein Vater ein ansehnliches Vermögen besaß, und außer ihm keine Kinder mehr hatte, so wollt' er ihn nicht in die Lasten einer schlüpfrigen Staatsbedienung stürzen. Nur sich selbst, und im Schoose seiner Familie sollte er leben. Er studierte also bloß zu seinem Vergnügen, und zur Ausbildung seines Geistes, um künftig in der Einsamkeit des Landlebens, bey nützlichern Unterhaltungen, als bey den gewöhnlichen Beschäftigungen roher Landjunker, Vergnügen und Zeitvertreib zu finden.

Uebrigens lebte Rehdorf auf der Akademie meistens für sich, und ohne große Gesellschaft. Er hielt sich blos zu einigen wenigen Freunden, die zum Glück für ihn, unter die tugendhaftesten und fleißigsten Jünglinge gehörten. An öffentliche Orte kam er selten, und mit den Familien der Stadt trat er in keine nahe Verbin-

bindung, weil er wohl merkte, daß man die Studenten nur dann hervorzog, wenn sie Vermögen besaßen, und wahre geistige Verdienste an ihnen nicht zu schätzen wußte. Am wenigsten überließ er sich den Ausbrüchen unedler Leidenschaften, des Spiels, oder der Wollust. Drey Jahre war er schon auf der Universität gewesen, und noch hatte kein Frauenzimmer einen sonderlichen Eindruck auf ihn gemacht. Noch kannte er weder die Freuden noch die Leiden der Liebe. Beydes aber war ihm im reichlichen Maaße vorbehalten.

Izt machte er einst mit einem seiner Freunde einen Spazierritt nach einer etliche Meilen weit von der Universität entlegenen Stadt. Unterwegs kehrten sie auf einem Dorfe, Bennewiz mit Namen, in dem Gasthofe ein, um da zu frühstücken. Der Wirth führte sie in seinen Garten, und wieß ihnen eine schöne Sommerlaube an, wo sie den heitern Morgen — es war eben ein sehr reizender Sommertag — unter süßduftenden Blumen, genießen sollten. Hier hatten sie sich nun kaum einige Minuten befunden, als sie in dem darneben liegenden Garten eine weibliche Figur

auftreten sahen, die ihre ganze Aufmerksamkeit rege machte.

Ein junges Frauenzimmer von schlanker, schöner Gestalt stand mit einem Strickzeuge in den Händen vor einer Menge Wäsche, die auf dem Rasen zur Bleiche ausgebreitet war. Rebdorf war sonst gewohnt, vor jedem jungen Frauenzimmer, und wenn auch ihre Figur noch so sehr in die Augen fiel, ziemlich ungerührt vorüber zu gehen. Hier aber fühlte er auf einmal einen ganz ungewöhnlich starken Trieb in sich, diese ländliche Schöne genauer ins Auge zu faßen. Er konnte sie, ohne von ihr bemerkt zu werden, sehr bequem betrachten, und er fand einen äußerst vortheilhaften Wuchs, in einem ganz weisen Gewande, den schlanken Leib von einer rosenrothen Scherpe umfaßt, ein länglichtes blühendes Gesicht, eine überaus zarte weise Haut, die regelmäßigste Bildung, ein großes offnes Auge, eine hinreißend freundliche Miene, und ein ungemein schönes, langes, braunes Haar, das unter einem weisen Basthute, mit rosenrothem Bande, in reizender Menge über ihre Schultern herab floß. Ihr Anstand war edel, ernstlich, und

nach-

nachdenkend, und ihr Gang regelmäßig und ausdrucksvoll.

Mit ungemeinem Behagen weilte Rehdorf auf dieser einnehmenden Figur, und wie sie dann wieder aus dem Garten in ein gleich daran stoßendes Haus gieng, folgten ihr seine Blicke nach, bis er sie ganz aus den Augen verlor. Lübecke, sein Gefährte, freute sich darüber, daß er Rehdorfen, den man Scherzweise unter den Studenten nur den Mysogyne nannte, endlich einmal für ein Frauenzimmer etwas mehr, als Neugierde empfinden sah. Doch sagte er nichts, bis eben der Wirth in die Laube trat. Diesen aber brachte er mit den Worten in den Text:

„Er hat ja rechte hübsche Nachbarschaft hier, Herr Wirth.

W. Ha, ha! Sie werden Mamsell Julchen gesehen haben; nicht wahr?

L. Ein unvergleichliches Geschöpf haben wir gesehen, das ist wahr.

W. Ja, ja! das ist Pfarrs Julchen gewesen.

R. Also des Herrn Pfarrers Tochter war es?

W. Zu dienen: es ist würklich ein rechtes extrafeines Mädel, und gewiß was liebliches für's Ansehen. Auch gutherzig, und höflich, und mitleidig ist sie, und freundlich, daß man sich freut, wenn sie nur ein paar Worte mit einem spricht. Den Armen thut sie Gutes, und alle Leute åstimirt sie.

R. Das klingt ja vortreflich; aber da wird sie wohl auch brave Freyer haben.

W. J nun! damit ist es doch so arg eben noch nicht. Heute zu Tage geht alles nach Geld, und damit ist der Herr Papa eben nicht sonderlich versehen.

L. Wie heißt denn der Herr Pfarrer?

W. Lobenstein ist sein Name.

L. Hat er noch mehrere Kinder?

W. Nur noch einen Sohn, den, dächte ich, Sie doch wohl kennen sollten. Er ist ja auch auf der Universität bey Ihnen.

R. So! was studiert er denn?

W. Der Papa wollte zwar, daß er Pfarrmäßig studieren sollte; aber der junge Herr setzte es durch, daß er nun juri studieret: es ist ihm auch gar kein geistliches Fleisch gewachsen.

R. Ist er nicht so gut, wie seine schöne Schwester?

W. Ach, ein gut Gemüthe hat er auch, das muß man ihm laßen; nur ein Springinsfeld ist er — alles leichte — oben hinaus, und nirgends an.

R. Das thut nichts; er wird schon gesetzt werden. Ich bin sonst auch so gewesen.

W. Ey! Ihr Gnaden! Ihr Wort in Ehren! das glaub' ich wohl nicht. Sie sind ein rechter braver junger Herr. —

Die beyden Freunde musten dieses Kompliment durch eine ziemlich überspannte Rechnung vergüten. Doch Rehdorf zahlte mit Vergnügen: denn er hatte hier das erste Frauenzimmer gesehen, das ihm gefiel, und er dankte dem Wirth in seinem Herzen für die genauen Nachrichten, die er ihm von ihr und ihrer Familie gegeben hatte.

Wie sie nun beyde ihren Weg fortsetzten, ritt Rehdorf immer still und nachdenkend vor sich hin. Lübecke merkte wohl, daß ihm das Mädchen, das sie eben gesehen hatten, im Kopfe lag, und daß die ersten Keime der Liebe zu ihr in Rehdorfs Herzen anfiengen zu bekleiben. Er ritt also ganz nahe an ihn an, und fragte ihn:

„Du bist ja so still, Rehdorf! das schöne Julchen geht Dir wohl noch im Kopfe herum?

R. Es ist wahr, Lübecke! ich kann diese göttliche Erscheinung nicht vergeßen.

L. Laß Dir's lieb seyn, daß Du einmal ein Mädchen gesehen hast, das Deinen Beyfall hat!

R. Ich wollte, daß ich sie nicht gesehen hätte. Es hilft mir doch weiter nichts, als daß es mich unruhig macht.

L. Du kanst sie ja näher kennen lernen, wenn Du Lust hast!

R. Weißt Du ein Mittel dazu?

L. Es wundert mich, daß Dir das nicht gleich selber beyfällt. Hörtest Du denn

nicht vom Wirthe, daß Julchen einen Bruder hat, der bey uns studirt? nach des Wirths Aeußerung scheint er ein ziemlich zugänglicher Mensch zu seyn. Sollten wir den nicht auf unsre Seite bringen, und durch ihn Bekanntschaft in des Vaters Hause bekommen können? —

R. Du hast Recht, Lübecke! auf die Art könnte es gehen. Aber — nähmst Du wohl die Bemühung auf Dich, mich mit diesem Bruder zusammen zu bringen? Was es kostet, dafür hafte ich.

L. O! Recht gern, Herr Bruder! es soll mich ungemein freuen, wenn ich Dir noch zum Genuß der Süßigkeiten der Liebe verhelfen kann.

Bey dieser Abrede blieb es. Während der Reise wurde noch manches zu Julchens Lobe gesprochen, und auf dem Rückwege natürlicher Weise wieder in dem Gasthofe eingekehrt. Rehdorf aber hatte den Verdruß, daß, weil es schon gegen Abend war, als sie hier ankamen, er doch seine Schöne nicht zu sehen bekommen konnte, ob sie gleich lange, bei einer Bouteille Bier im Gartenhause saßen.

Den folgenden Tag gieng Lübecke schon auf die Bekanntschaft mit dem jungen Lobenstein aus. Er traf ihn glücklich auf einem Kaffeehause beym Billiardspiel, und einige Tage darauf hatte er ihn schon so weit, daß er mit zu Rehdorfen gieng, der einige seiner Freunde zu einer Punsch-Gesellschaft eingeladen hatte. Lobenstein machte sich eine Ehre daraus, in die Bekanntschaft eines reichen liefländischen Edelmannes zu kommen. Nichts war ihm also willkommener, als daß ihn Rehdorf beym Abschiede bat, ihn bald wieder zu besuchen.

Da Lobenstein ein heiterer, munterer Gesellschafter war, und in allerhand galanten Wißenschaften viele Kenntniße besaß, auch verschiedene musikalische Instrumente sehr gut spielte, so fand Rehdorf selbst Geschmack an seinem Umgange, und so kam es in Zeit von einem Monate dahin, daß sie die engste Freundschaft und sogar Brüderschaft zusammen machten.

Nun war also der erste Schritt gethan, und Rehdorf brannte vor Verlangen, bald das reizende Julchen, von welcher Lobenstein im-

immer selbst noch viel Rühmens machte, kennen zu lernen. Auch hier wurden seine Wünsche bald erfüllet. Sein neuer Freund that ihm bald selbst eines Tages den Antrag, daß sein Vater ihn gebeten habe, zum Kirchweyhfeste nach Hause zu kommen, und einen seiner Freunde mitzubringen; Rehdorf möchte ihm also die Freundschaft erweisen, und ihn auf dieser Lustparthie begleiten. Wie leicht zu denken, wurde dieser Vorschlag mit vielem Vergnügen aufgenommen. Rehdorf veranstaltete einen artigen Wagen, der sie beyde dahin brachte, und Lobenstein bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er in Gesellschaft eines reichen liefländischen Edelmanns, der sein Freund war, mit einer glänzenden Equipage, vor seinen Eltern, ihren Kirmsgästen, und den staunenden Bauern im Dorfe, aufparadiren konnte.

Der Pfarrer und seine Gattin empfiengen unsern Rehdorf mit vieler Freundlichkeit, und mit einem treuherzigen Handschlage. Die Stube war schon voller Gäste, worunter sich auch einige sehr artige Frauenzimmer befanden. Rehdorfs Blick aber suchte Julchen, die er

denn auch bald, zwar in häuslichen Geschäften, aber mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückt, herein treten sah. Sie bewillkommte ihn mit ungemeiner Artigkeit, und mit einem so schönen Anstande, der ihn entzückte. Ueber Tische hatte er das Glück, ihr gerade gegen über zu sitzen. Oft, wenn er mit ihr sprach, sah' er ihr schönes blaues Auge ihm zulächeln, und ihre sanfte weibliche Sprache verschönerte die Worte, deren jedes von ihrem gebildeten Verstande, und ihrem edlen Herzen zeigte. Hätte Rehdorf sich nicht so sehr in seiner Gewalt gehabt, so würde sein inneres Entzücken über die Vorzüge seiner Geliebten, die ganze Leidenschaft seines Herzens für sie schon verrathen haben.

Nach Tische machten die jungen Leute von der Gesellschaft, weil es eben schönes Wetter war, einen Spaziergang in Garten. Rehdorf gab Julien als der Tochter vom Hause seinen Arm. Er erzehlte ihr, daß er sie vor einiger Zeit hier bey der Bleiche gesehen habe, und bezeichnete ihr den Ort genau, wo sie gestanden, und ihre schönen Augen nach dem Wirthshause darneben hingeworfen hätte.

„Wer

„Wer hätte damals denken sollen,

setzte er hinzu,

„daß mir sobald das Glück hätte widerfahren sollen, Sie genauer kennen zu lernen?

Julie beantwortete dieses Kompliment mit vieler Bescheidenheit, und machte Rehdorfen das Vergnügen, zu äußern, sie hätte ihn und seinen Gefährten aus ihrem Kammerfenster fortreiten sehen, wobey ihr seine Figur und seine Geschicklichkeit im Reiten sehr aufgefallen sey.

Julie war eine Freundin von Musik und Lectüre. Sie hatte die meisten teutschen Dichter, und die besten Romane gelesen. Rehdorf sprach mit ihr von Wielanden, von Bürgern, und von den beyden Stollbergen, aus deren Schriften sie ganze Stellen auswendig wußte. Dann kam die Rede auf die Schauspiele, und auf einige von Rehdorfs Lieblingsstücken, den teutschen Hausvater, Agnes Bernauerin, und den Graf Esser. Auch Julien gefielen dergleichen Stücke am besten, und diese Uebereinstimmung ihrer Empfin-

pfindungen mit ihm entzückte Rehdorfen ungemein. So unterhielten sie sich bey ihrem Spaziergange, bis sie zum Kaffe wieder nach Hause giengen.

Auf die Art spann sich denn das Romänchen so gut und so glücklich an, daß es Rehdorf gar nicht beßer hätte wünschen können. Mit dem Schluße des Tages war Julie fast schon so verliebt in Rehdorfen, als er in sie. Eine Menge seliger Empfindungen drängten sich in ihr Herz, die sie nur zu gut kannte, ob sie gleich noch nie geliebt hatte. Die unterhielt sie gern; denn sie bemerkte gar bald, daß Rehdorf ein guter Mensch war, und daß er glühend nach ihrem Herzen strebte.

Drey Tage verfloßen unter unschuldigen Vergnügungen. Rehdorfen und Julien waren sie die Tage des Wonnegenußes, welchen die Liebe in ihrer Neuheit und Jugend über empfindsame Seelen verbreitet. Doch war es in dieser Zeit zwischen den beyden Verliebten noch zu keinem deutlichen Geständniß ihrer Leidenschaft gekommen. Oft ist die erste Liebe mit einer Furchtsamkeit begleitet, die sich nur durch einen längern Umgang verliert. So

gieng

gieng es auch Rehdorfen. Ein zärtlicher Händedruck, ein sprechender Blick, eine dringende Bitte, fleißig an ihn zu denken — nur daran begnügte er sich, seiner Julie die Gefühle seines Herzens für sie zu eröfnen. Das edle Mädchen verstand ihn nur zu gut, und eine Thräne, die verstohlen ihr schönes Auge herab zitterte, ließ Rehdorfen über die Gewißheit seines Glücks keinen Zweifel übrig.

Lobenstein merkte es seinem neuen Freunde bald ab, daß er seine Schwester liebte. Da ihm aber dieser nichts davon sagte; so schwieg er auch vor der Hand, und beschloß, Rehdorfs Erklärung abzuwarten. Indeßen billigte er in seinem Herzen Juliens Leidenschaft für seinen Freund: denn er konnt' es von ihm erwarten, daß seine Absichten redlich wären, und die Tugend seiner Schwester dabey nicht in Gefahr kommen konnte. Inzwischen erfolgte bald, was er vermuthet hatte. Rehdorf entdeckte ihm seine Leidenschaft, und bat ihn um seine Vermittelung bey seinen Eltern.

„Ich bin Willens,

setzte er hinzu,

„Deine

„Deine Schwester zu heyrathen, wenn sie sich anders entschließen kann, mir in mein Vaterland zu folgen. Meine Eltern, die mich lieben, werden ohne Widerrede drein willigen, und sobald ich nach Hause komme, räumt mir mein Vater eins seiner Güter ein, wo ich das glücklichste Leben von der Welt mit meiner Julie führen kann.

„Alles vortreflich, lieber Bruder!

antwortete Lobenstein,

„auch meine Eltern werden das Glück meiner Schwester nicht hindern, ob es ihnen gleich viel kosten wird, sie so weit von sich zu laßen, und sie wahrscheinlich niemals wieder zu sehen. Zweyerley Bedenken aber kann ich Dir doch nicht verhalten: ob nemlich Deine Eltern darüber wegsehen werden, daß Deine künftige Gattin bürgerlichen Standes ist, und kein Vermögen besitzt? —

R. O, wenn Du weiter kein Besorgniß, als das, hast! darüber könnt Ihr ganz ruhig seyn. Aus dem Adel wird bey uns

in

in solchen Fällen nicht so viel mehr gemacht; der gelehrte und geistliche Stand wird dem Adel gleich geschäzt, und Vermögen haben wir ja selbst genug. So denken meine Eltern, als sehr vernünftige und vorurtheilsfreye Leute.

L. Aber wenn Du sie in die Gesellschaften der adelichen Damen bringen wirst; werden diese nicht — vergieb mir diesen Ausdruck — über den bürgerlichen Geruch einer Predigerstochter, wenigstens aus Neid über ihre Vorzüge, die Nase rümpfen, und ihr eine unverdiente Verachtung fühlen laßen? —

R. Mein Gott! was machst Du Dir doch für eine Vorstellung von unsern Damen? — Du beurtheilest unsern Adel sehr schief nach dem Eurigen. So etwas kann bey uns gar nicht vorfallen. Unsre Damen genießen izt meist eine philosophische Erziehung und jener abgeschmackte Adelstolz, der jeder Nation zur Schande gereicht, wird bey uns in der zarten Jugend schon ausgerottet.

So ließ Rehdorfen die Liebe alles aus dem günstigsten Gesichtspunkte betrachten, was nur immer seiner vorhabenden Verbindung mit Julien entgegen gesetzt werden konnte, obgleich Lobensteins Besorgniße vielleicht nicht ganz ohne Grund waren. Inzwischen gelang es ihm doch damit, seinen Freund ganz zu seinem Vortheil einzunehmen. Lobenstein reißte nach Hause, um seiner Schwester und seinen Eltern Rehdorfs Plan vorzulegen. Julie liebte ihren Verehrer schon mit so vieler Leidenschaft, daß es bey ihr nur wenig Ueberredung kostete, seine Hand anzunehmen, und ihm in sein Vaterland zu folgen. Desto grössere Schwierigkeiten legten ihm seine Eltern in den Weg; besonders äußerte die Mutter, daß sie eine gewiße Ahndung empfinde, welche Julien ein großes Unglück weissage, und wozu diese Verbindung leicht die Veranlaßung geben könne. Lobenstein suchte ihr zwar dergleichen Vorurtheile auszureden. Aber sie blieb dabey, daß, wenn sie auch in diese Heyrath willige, ihr doch niemand die Vorempfindung von Juliens traurigem Schicksal, welche tief in ihrer Seele läge, würde nehmen können. Es kostete Lobenstein überaus viel Mühe,

sie

sie endlich noch dazu zu überreden, daß sie Rehdorfen verstattete, selbst zu kommen, und mit ihnen in Unterhandlung zu treten.

Mit Entzücken empfieng indeß unser Edelmann diese fröliche Nachricht, und auf Flügeln der feurigsten Liebe eilte er nach Bennewitz, um die ganze Summe seiner Glückseligkeit aus Juliens Munde zu vernehmen. Seine Gegenwart und seine sanfte Ueberredungsgabe verscheuchte bald alle die noch übrigen kleinen Bedenklichkeiten. Julie warf sich in seine Arme, und ihre Eltern willigten in ihre Verbindung mit Rehdorfen, unter der Bedingung, daß er von seinen Eltern die Erlaubniß dazu beybrachte.

Seine Freude über diesen glücklichen Fortgang seiner Herzens-Angelegenheit gieng über alle Grenzen. Noch denselben Tag setzte er sich hin, und schrieb einen sehr beweglichen Brief an seinen Vater, worinn er ihm die glänzendste Schilderung von Julien entwarf, und um die Erlaubniß bat, sie mit nach Liefland bringen, und heyrathen zu dürfen. Sie, ihr Bruder, ihre Eltern, alle diese bekamen den Brief zu lesen, und alle schmeichelten sich

unter Rehdorfs Vorwort mit dem besten Erfolg deßelben.

Von dieser Zeit an begann unsern Liebenden jene unaussprechliche süße Empfindung der ersten Rosenblüthe der Liebe, die durch ihre Neuheit ihre Herzen noch mehr bezauberte. Ach! es ist eine himmlisch selige Zeit, diese Schöpferin jener Wonnegenüße, wo zwey edle Seelen in ihrer Vereinigung das größte Glück des Erdenlebens empfinden, wo ihnen mit jedem Tage eine neue Morgenröthe der Liebe aufgehet, und wodurch diese reizenden Tage, wie Augenblicke dahin fliegen.

„Ein sanfter Druck der warmen Hand,

sagt unser unsterblicher Wieland,

„Ein Seufzer, der das volle Herz entladet,
Ein leiser Kuß, der Rosenwang' entwandt;
Und, o, ein Blick, in Amors Thau gebadet,
Was überzeugt, gewinnt, und rührt, wie dies?
Was geht so schnell, trotz dem behendsten Pfeile,
Von Herz zu Herz, trift so gewiß
Den Zweck, und macht so wenig Langeweile?

Wenn Rehdorf damals seine Julie hätte zeichnen, und zugleich ein Gemälde von seinen Empfindungen, bey ihrem Besitz hätte ent=

entwerfen wollen, so würde er vielleicht mit eben diesem Dichter gesagt haben:

„Denk dir ein Weib im reinsten Jugendlicht,
Nach einem Urbild von dort oben,
Aus Rosengluth, und Lilienschnee gewoben;
Gieb ihrem Bau das feinste Gleichgewicht;
Ein stilles Lächeln schweb auf ihrem Angesicht.
Und jeder Reiz, von Majestät erhoben,
Erweck', und schreck zugleich die lüsterne Begier,
Denk alles das, du hast den Schatten kaum von ihr!

Und nun, sanft angelockt von ihren süßen Blicken,
Dieß holde Weib, das nur die Luftgestalt
Von einem Engel schien, an meine Brust zu drücken,
Zu fühlen, wie ihr Herz in meines überwallt —
Ists möglich, daß ich vor Entzücken
Nicht gar vergieng? —

Es konnte nicht fehlen, daß Rehdorf seine meiste Zeit in Juliens Armen, und an ihrer Seite zubrachte. Jeder Augenblick, den er ohne sie verlebte, dünkte ihm ein Jahrhundert, und sie fand jede Minute langweilig, die ihr nicht seine Gesellschaft versüßte. Beyde harrten nun sehnsuchtsvoll auf die Antwort von Rehdorfs Vater, und so gewiß auch dieser

seiner Geliebten damit schmeichelte, daß solche nach ihren Wünschen ausfallen würde, so war er doch selbst nicht ganz ohne Besorgniß des Gegentheils. Seine Unruhe darüber vermehrte sich mit jedem Tage, je näher die Zeit, wo die Antwort eintreffen konnte, herbey kam. Doch auch seine Besorgniße waren ohne Grund: denn die Antwort erschien mit dem Punkt der gewöhnlichen Zeit, und sein Vater erfreute ihn mit der völligen Einwilligung in seine Verbindung mit Julien; nur diese Bedingung machte er mit dabey, daß sie die Trauung nicht in Teutschland vollziehen, sondern solche bis zu ihrer Ankunft in Liefland aufschieben sollten: denn er und seine Frau — gab er zur Ursache an — könnten sich das Vergnügen unmöglich versagen, bey der wichtigsten Handlung ihres Sohnes selbst gegenwärtig zu seyn.

Den Eltern unsrer Julie war dieses freylich nicht so ganz recht. Besonders hatte die Mutter allerhand Bedenklichkeiten, die, wie uns die Folge dieser Geschichte lehren wird, nur zu sehr Grund hatten. Am Ende halfen aber doch alle diese Bedenklichkeiten nichts. Auch wußte Rehdorf sie durch seine Beredsamkeit

so

so gut aus dem Wege zu räumen, daß Juliens Eltern sich gerne der Hofnung, daß alles gut ablaufen würde, überließen, und würklich darinnen über die Entfernung ihrer geliebten Tochter einigen Trost fanden.

Man verschritt also nun zu den nöthigen Veranstaltungen, wozu Rehdorf, der zugleich ansehnliche Wechsel von Hause erhalten hatte, das Geld hergab. Der junge Lobenstein beschloß, seine Schwester bis nach Lübeck, und bis an das Schiff, das sie und ihren Geliebten aufnehmen sollte, zu begleiten. Dort sollte er denn so lange warten, bis mit dem ersten Retourschiffe ihm ihre glückliche Ankunft zu Reval gemeldet werden könne, um hernach den guten Eltern selbst diese angenehme Nachricht zu überbringen. Alles war aufs beste verabredet und veranstaltet. Nur hatte der Himmel ein anders über unsre Liebenden beschloßen, und der Zeitpunkt ihrer Prüfung nahte heran.

Mit Eintritt des Frühlings traten sie ihre Reise an. Der Abschied von Eltern und Vaterland gieng Julien überaus nahe. Auch ihre Mutter zerfloß fast in Thränen darüber, und ihre letzten Worte waren noch:

„ich wünsche nur, daß die schreckliche Ahndung, die vor meiner Seele schwebt, an Dir nicht eintreffen möge. Ich bin unschuldig daran, wenn nicht alles gut geht. Du hast es selbst nicht anders gewollt.

Julien hätten diese Aeußerungen würklich sehr unruhig machen können, wenn nicht Rehdorf und ihr Bruder durch ihre heitern Launen alle Schwermuth von ihrer Stirne zu verscheuchen gewußt, und ihrer Einbildungskraft die Zukunft nur mit den Rosenfarben des Glücks vorgezeichnet hätten. Sie suchte sich also zu beruhigen und zu erheitern, so gut sie konnte; aber demungeachtet blieben ihr doch die Worte ihrer Mutter tief im Gedächtniß, und mischten manche schwermüthige Empfindung in den Genuß ihrer Liebe.

Vortreflich gieng die Reise bis Lübeck von statten. Auch hatte Julie nun die beste Hofnung, daß die ungleich gefährlichere Seefahrt eben so gut ablaufen würde. Mehrere Lübeckische Schiffe lagen schon im Hafen zur Abfahrt bereit. Rehdorf verdung sich und seine Braut, nebst einem Mädchen, das sie

zu ihrer Bedienung mitgenommen hatte, auf einem dieser Schiffe, das beym ersten dem besten guten Winde in See stechen wollte. Wie Julie in Travemünde ankam, und zum erstenmal in ihrem Leben die Menge großer majestätischer Schiffe da im Hafen liegen sah, freute sie sich erst von ganzer Seele dieses herrlichen Anblicks. Doch schaudernd bebte sie auch davor zurück, wenn sie izt zugleich bedachte, daß sie einem dieser breternen Palläste ihr Leben und ihr ganzes Schicksal anvertrauen sollte? Eine Menge banger Empfindungen drangen so heftig auf sie ein, daß sie solche kaum vor ihrem geliebten Rehdorf verbergen konnte. Er merkte ihre Unruhe wohl; aber er schrieb sie meistens der gewöhnlichen Furcht des Frauenzimmers vor der Schiffarth zu, und sprach ihr immer wieder Beruhigung ein. Das gute Mädchen muste sich nun freylich gefallen laßen, was der Himmel über sie beschloßen hatte. Die Ahndungen ihrer Mutter aber kamen ihr doch nun fast gar nicht mehr aus den Gedanken. Wie sie am Bord gieng, und von ihrem Bruder, der sie bis an das Schiff begleitete, Abschied nahm, zerfloß sie fast in Thränen. Doch, kaum waren die Seegel aus-

ausgespannt, und sie fühlte sich, wie auf den leichten Fittigen des Windes, mit der Schnelle eines Pfeils dahin geführt, so hob sich ihr Herz wieder zu namenloser Entzückung empor. Denn man schmeichelte ihr, daß, wenn der Wind so gut bliebe, das Schiff in acht bis zehen Tagen im Hafen zu Reval einlaufen würde. Das Vergnügen der Schiffahrt gefiel ihr desto mehr, da sie zu aller Erstaunen, von der bekannten Seekrankheit, die ihr Mädchen gleich den andern Tag heimsuchte, gar keinen Anfall bekam.

Doch nur drey Tage und drey Nächte dauerte dieser günstige Wind. Am vierten um Mittag aber traten am fernen Himmel auf einmal fürchterliche Gewitterwolken hervor. Der Wind hatte sich nach Süd-West gedrehet, und gieng schon ganz außerordentlich heftig. Aus verschiedenen Merkmalen weissagten sich die Schiffer einen Sturm, und fiengen schon an, die Seegel einzuziehen. Anfänglich suchte zwar Rehdorf seiner Julie die Gefahr, worinnen sie schwebten, zu verhehlen. Aber bald ließen ihr die rothen Strahlen des Blitzes, die schon am fernen Horizonte

sich

sich zeigten, das bange Gemurmel des Donners, das je näher, je fürchterlicher wurde, und das Geräusch, das die umher laufenden Matrosen erregten, nur zu sehr fürchten, daß die Noth eines Sturms vorhanden sey. Unvermuthet erhob sich jedoch ihr Herz zu einer Standhaftigkeit, die niemand von ihr erwartet hätte. Sie bat nur ihren Rehdorf, sich während des Sturms nicht zu weit von ihr zu entfernen, und sie versprach ihm, auszuhalten, und — wenn es der Wille des Himmels sey, auch mit ihm zu sterben. Rehdorf schloß sie in seine Arme, und schwor ihr, sie nicht zu verlaßen, und wenn sie auch beyde ihr Grab im Abgrunde des Meeres finden sollten.

Inzwischen kam das Gewitter immer näher; der Sturm wurde heftiger, und schon trieb er ungeheure Wellen wie Berge empor, und hob das Schiff aus seiner Bahn heraus. Endlich kam das bisher nur noch drohende Wetter gänzlich zum Ausbruch. Des Donners Wuth erscholl in schmetternden Schlägen durch die Lüfte; die Axe des Erdballs schien zu krachen. Feuerströme goß der Wolkenschwangre Schlund

hervor. Wie Berge thürmten sich schäumend die Wogen auf, und schleuderten wechselsweise das Schiff bald in den tiefsten Abgrund hinunter, bald Himmelan empor. Der ganze Horizont schien in einen Höllenrachen verwandelt. Das Schreyen der Matrosen, das Rennen und Arbeiten derer, die retten wollten, und das Heulen und Wehklagen solcher, die alle Minuten von den Wogen verschlungen zu werden fürchteten; alles dieß schlug den Herzhaftesten darnieder, und füllte seine ganze Seele mit Entsetzen. Der eine betete; der andre fluchte; der dritte rang verzweifelnd die Hände, und so drückte jeder seine Angst auf die ihm eigne Art aus. Nur Julie blieb standhaft, und manchem, der sie hätte trösten sollen, sprach sie noch Trost zu.

Gegen Abend ließ der Sturm zwar ein wenig nach. Gegen Mitternacht aber brach er mit verdoppelter Heftigkeit wieder loß. Auch wußte in dieser allgemeinen Bestürzung niemand, wohin der wüthende Sturm das unglückliche Schiff geschleudert hatte. Nur so viel vermuthete man, daß man in der Nähe der Dänischen Inseln seyn müße. Ungefehr um ein Uhr des Nachts bekam das Schiff ein

Loch,

Loch, und bald war der Raum deßelben voller Waßer. Man pumpte und stopfte, was man konnte; aber dennoch konnte man sich auf dem Schiffe vor dem Waßer, das sowohl die Wellen hinein warfen, als das durch das Loch hinein drang, kaum erhalten. Man warf das Senkbley aus, und wurde mit Entsetzen gewahr, daß man sich nahe an einer Küste befand. Diese Entdeckung vollendete die Bestürzung aller Schiffsleute. Alles schrie nach Rettung: denn nun befürchtete man alle Minuten, daß das Schiff an einen Felsen gestoßen werden, und in tausend Stücken zerspringen würde. Rehdorf war selbst einer von denen, die den Kapitain ersuchten, ein Boot auszusetzen, und wenigstens so viel Menschen zu retten, als möglich sey. Es geschah; vier Matrosen sprangen hinein, zwey Kaufleute aus Lübeck folgten nach, und nun stand Rehdorf mit Julien und Elisen ihrem Mädchen bereit zu folgen. Zwey Matrosen halfen den beyden Frauenzimmern am Bord der Schaluppe. Wie aber Rehdorf nachfolgen wollte, führte der Wind eine große Welle empor, die ihn in einem Augenblick wieder ins Schiff zurück schleuderte. Man schrie der Schaluppe

zu, sie sollte wieder ans Schiff kommen; aber vor dem Brausen des Sturms mochte man das Rufen darauf entweder gar nicht vernommen haben, oder man mochte vor den Wellen nicht wieder an des Schiff kommen können. Kurz die Schaluppe war weg, und Rehdorf konnte kaum zurück gehalten werden, daß er sich aus Verzweiflung nicht ins Meer stürzte. Er bat den Kapitain noch ein Boot auszusetzen, um jene Schaluppe zu suchen. Aber da das Schiff plözlich wieder ein Stück in die offne See hineingetrieben wurde, und von der Scheiterung am Felsen zur Zeit nichts mehr zu fürchten war, so wurde es ihm, unter dem Vorwande, daß man das Boot bis zu größerer Gefahr aufheben müße, abgeschlagen. Man versicherte ihn aber, es wäre kein Zweifel, daß man mit Anbruch des Tages die Schaluppe in hoher See wieder antreffen würde. In dieser guten Hofnung hielt nun zwar Rehdorf das Ende des Sturms, das gegen vier Uhr des Morgens erfolgte, aus: aber schrecklicher noch, als das Schiff von Wind und Wellen, trieben Angst, Furcht und Bestürzung über seine Trennung von Julien, sein Herz umher.

Der Morgen war nun da, und mit ihm hatte sich der Sturm völlig gelegt. Wie man sich aber nach der Gegend, wo er das Schiff hinverschlagen hatte, umsah, befand man sich in der Nähe von Kopenhagen. Das Schiff war indeß so beschädiget, daß es sich unmöglich länger in See erhalten konnte; der Kapitain sahe sich also genöthiget, in den Hafen zu Kopenhagen einzulaufen, und sein Schiff ausbeßern zu laßen. Hier glaubte er nun seine Schaluppe ganz gewiß wieder zu finden: denn er vermuthete, daß sie ebenfalls dahin verschlagen worden seyn müße. Aber vergebens schmeichelte er Rehdorfen mit dieser ihm noch einigen Trost gewährenden Hofnung. Die Schaluppe war eben so wenig im Hafen, als man auf der See nur noch die geringste Spur von ihr antraf. Rehdorf war ganz untröstlich darüber. Auf allen Schiffen, die im Hafen einliefen, zog er Erkundigung ein, ob sich irgendwo nur eine Spur von dieser Schaluppe gefunden habe? Aber niemand hatte sie gesehen, und eben so wenig konnte man auch entdecken, daß sie verunglückt sey.

Ein ganzes halbes Jahr brachte nun Rehdorf in Kopenhagen damit zu, daß er von

dem

dem Schicksal seiner Julie Erkundigung einzuziehen suchte. In allen Häfen, auf allen Küsten wurde Nachfrage gehalten; alle einfahrende Schiffe wurden ausgefragt. Aber alles vergebens. Die Schaluppe war und blieb weg. Nur der einzige Trost blieb dem unglücklichen Rehdorf noch übrig, daß auch davon niemand etwas entdeckt hatte, daß die Schaluppe untergegangen war: denn sonst müste man doch etwa die Trümmern derselben auf der See, oder an irgend einer Küste gefunden haben. Er hatte also immer noch gute Hofnung, und vermuthete, seine Julie durch Kundschafter, die er an viele Orte nach ihr aussandte, irgendwo noch anzutreffen. Mit schwer verwundeten Herzen setzte er sich indeß, weil das mit ihm verunglückte Schiff schon längst wieder abgegangen war, auf ein anders, das nach Reval seegelte, und kam in einer sehr traurigen Gemüths=Verfaßung bey seinen Eltern an. Aber auch hier hatte er keine Ruhe. Seine meiste Zeit brachte er damit zu, Briefe in alle Länder Europens abgehen zu laßen, worinnen er nach seiner Julie Nachfrage hielt. Jedoch auch diese Bemühungen liefen fruchtlos ab. Seine Kundschaf=

schafter kamen zurück, und brachten keine Nachricht von ihr mit. Die Antworten auf seine Briefe liefen ein, aber alle gaben ihm die traurige Versicherung, daß nirgends eine Spur von ihr aufzufinden sey.

Zwey ganze Jahre waren über diese Nachforschungen verflossen, und auch das dritte Jahr wendete Rehdorf noch dran, doch leider nur mit eben so wenigem Glück. Jedermann zweifelte nun dran, daß sich die Schaluppe gerettet habe, und Rehdorf selbst glaubte nun fast, seine Julie nicht mehr am Leben. Indeß riethen ihm seine Eltern, zu seiner Zerstreuung eine Reise in die südlichen Länder Europens vorzunehmen. Zu seiner Beruhigung suchten sie ihn damit noch zu schmeicheln, daß er dabey vielleicht entweder seine Julie selbst noch auskundschaften, oder, wenn er sie auch nicht fände, doch wenigstens seine Gemüthsruhe wieder herstellen könnte. In der That hatten sie die Absicht dabey, daß Rehdorf, dem in seinem Vaterlande kein Mädchen gefiel, in der Fremde vielleicht einen andern Gegenstand seiner Liebe finden würde. Begierig ergriff er indeß diesen Vorschlag, wozu

er selbst schon den Einfall gehabt, aber solchen seinen Eltern zu thun, sich nicht getrauet hatte. Sonach machte er sich dann unverzüglich auf den Weg, und gieng zuerst nach Holland, von da aber nach Frankreich und nach Engelland. Alsdenn reißte er über Dännemark wieder nach Hause. Zwey Jahre hatte er über dieser Reise zugebracht, und — abermals nichts von seiner Julie entdeckt.

Eben so hatte er auch die Absicht seiner Eltern von seiner Reise verfehlt, durch Zerstreuung nemlich im Geräusch der großen Welt seinen Kummer über Juliens Verlust zu heilen, und die Ruhe seines Herzens wieder herzustellen. Manches edle Mädchen hatte er zwar auf seiner Reise kennen lernen. Keins aber machte so viel Eindruck auf ihn, um ihm seine Julie zu ersetzen, oder sein Herz von dem Andenken an sie abzuwenden. Immer behielt seine Leidenschaft für sie noch ihre vorige Stärke, und immer sprach, alles Anscheins von Gewißheit des Gegentheils ungeachtet, eine geheime Ahndung dafür in seinem Herzen, daß sie aus der unerfindlichen Tiefe des Verlusts vielleicht doch zu seinem Glück noch wieder hervortreten würde.

So thörigt ihm auch auf der andern Seite dieser Gedanke oft selbst vorkam, und so gewiß er bey kälterm Blute überzeugt seyn konnte, daß Julie nicht mehr am Leben sey, so war es ihm doch immer nicht möglich, sich von jener Hofnung ganz loß zu reißen. Und eben diese Erwartung war auch die Ursache, daß er sich nie um ein andres Mädchen bewarb, und die Vorschläge seiner Eltern, sich zu verheyrathen, gänzlich verwarf. Eben so wenig behagte es ihm länger in seines Vaters Hause. An Beschäftigungen fehlte es ihm zwar nicht. Er konnte sich mit der Oekonomie abgeben, und bey der Stille des Landlebens dem Studieren obliegen. Beyderley Unterhaltungen aber thaten seiner in Unruhe schwebenden Seele zu wenig Genüge, als daß er nicht alle Minuten an seine Julie dabey hätte denken müßen. Eben so lästig wurde ihm auch das fortdauernde Anliegen seiner Eltern, sich zu verheyrathen. Um nun allen diesen Unannehmlichkeiten auf einmal zu entweichen, beschloß er endlich, auf einige Zeit in rußische Kriegsdienste zu gehen. Der aber izt geendigte Türkenkrieg hatte damals schon einige Zeit gedauert. Der Feldzug sollte eben wieder eröfnet werden. Die-

sem wollte nun Rehdorf als Freywilliger mit beywohnen. Schon viele seiner Verwandten und Freunde standen bey der Armee des Fürsten Potemkin, und durch diese erhielt er sogleich einen ansehnlichen Offiziers-Posten.

Anfänglich wollten zwar seine Eltern dieses Unternehmen durchaus nicht zugeben. Es war ganz wider ihren Plan, daß ihr einziger Sohn und Stammhalter in den Krieg ziehen, und sein Leben im Streite gegen einen so rohen und barbarischen Feind aufs Spiel setzen sollte. Doch am Ende, wie Rehdorf durchaus nicht abgieng, musten sie doch nachgeben, und mit Betrübniß sahen sie ihn würklich zur Armee abreisen.

Ehe wir aber unsern Helden auf seiner kriegerischen Laufbahn verfolgen, müßen wir doch erst sehen, wie die guten Eltern unserer Julie die traurige Nachricht von ihrem Verlust aufnahmen. Wir wißen, daß der junge Lobenstein in Lübeck so lange warten sollte, bis er mit dem ersten Schiffe, das nach Rehdorfs Ankunft in Reval von da nach Lübeck fuhr, die Nachricht von seiner glücklichen Landung erhalten hätte. Anstatt dieser Nachricht aber

bekam

bekam er einen Brief von Rehdorfen aus Kopenhagen, worinnen ihm dieser meldete, wie unglücklich seine Reise abgelaufen sey. Doch suchte ihn dieser zugleich noch damit zu beruhigen, daß die Hofnung von Juliens Rettung noch nicht verloren sey, und daß er selbst nicht eher ruhen würde, bis er sie wieder gefunden habe, er möchte indeß ihren Eltern diesen traurigen Vorfall auf eine gute Manier beybringen, und sie bey der Hofnung zu erhalten suchen, daß Julie eben so wenig todt, als völlig verloren seyn könne.

Lobenstein war ganz außer sich vor Schrekken über diese unerwartete niederschmetternde Nachricht. Am wenigsten traute er sich damit nach Hause, indem er von seinen Eltern die bittersten Vorwürfe darüber erwarten muste, daß er Rehdorfen mit Julien bekannt gemacht, und dadurch Gelegenheit zu diesem großen Unglück gegeben hatte. Lange gieng er damit um, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch er sowohl die Ruhe seiner Eltern zu schonen, als auch sich selbst vor ihren Vorwürfen zu verwahren hoffen könnte. Endlich hatte er den Einfall, das Verhältniß der Sache

umzukehren, und seinen Eltern die Nachricht zu bringen, daß Rehdorf und Julie zwar einen Sturm auf ihrer Reise auszustehen gehabt hätten, leztere aber mit dem geretteten Schiffe glücklich in Reval angekommen sey, Rehdorf hingegen sich während des Sturms auf eine Schaluppe gesetzt habe, und mit dieser verschlagen, alsdenn aber von einem englischen Schiffe aufgenommen worden sey, das seinetwegen nicht habe zurück seegeln können. Diese Nachricht sey mit einem schwedischen Schiffe nach Reval gekommen, und man erwarte nun Rehdorfen mit dem ersten Schiffe, das aus Holland oder Engelland komme, zurück. Julie aber befinde sich indeß bey seinen Eltern, und sehe der Zurückkunft ihres Geliebten mit ruhiger Ergebung in ihr Schicksal entgegen.

Diese Fabel kleidete Lobenstein mit mehrern Umständen, die sie noch wahrscheinlicher machten, in einem Brief ein, welchen Julie nach ihrer vorgeblichen Ankunft zu Reval an ihn geschrieben haben sollte, und worinn er ihre Hand, von welcher er selbst noch einige Briefe besaß, auf das genauste nachmahlte.

Er

Er machte sich um so weniger Bedenken daraus, seine Eltern mit dieser falschen Nachricht zu hintergehen, weil ihm ein dänischer Schiffskapitain zu Lübeck erzehlte, daß er den Morgen nach dem Sturme, den er ebenfalls auf offener See ausgehalten hatte, in der Nähe von Kopenhagen, ein Boot, worauf sich Frauenzimmer befunden hätten, gesehen habe, solches aber in seiner Gegenwart von einem andern Schiffe, das eine rußische Flagge geführet, aufgenommen worden sey. Nichts gewißer glaubte er denn also, als daß Julie bald wieder zum Vorschein kommen würde, und wenn das geschehen sey, dann wollte er seinen Eltern erst die wahren Umstände der Sache eröfnen.

Die guten Eltern musten auf die Weise freylich alles glauben, was ihnen ihr Sohn zu sagen für gut fand. Sie erfuhren nie die Wahrheit: denn Lobenstein erdachte endlich sogar noch Rehdorfs Wiederkunft nach Liefland, und seine vollzogene Verbindung mit Julien. Freylich kostete es ihm manchen falschen Brief, und manche Anstrengung seines Witzes, wenn er, um den Zweifeln seiner Eltern gehörig zu

begegnen, auf Mittel zu ihrer Beruhigung denken muste. Aber die Sache hatte doch auf der andern Seite auch wieder ihr Gutes: denn seine Eltern lebten dabey über Juliens Schicksal in Ruhe, und glaubten sie in Rehdorfs Armen glücklich und vergnügt.

Lobenstein brauchte dabey die Vorsicht, daß er Rehdorfen von seinem Unternehmen unterrichtete, und ihn dergestalt mit in seinen Plan verwickelte, daß dieser ihn bey seinen Eltern auf keine Weise verrathen konnte. Auch meldete er ihm die Nachricht, die er von dem Dänischen Schiffskapitain eingezogen hatte, um seine Nachforschungen nach Julien darnach einzurichten. Rehdorfen aber kam dieser Brief von Lobenstein nicht zu Händen: denn dieser hatte ihn einem Schiffer mitgegeben, der ihn unterwegs verloren hatte. In der Folge hörte endlich der Briefwechsel zwischen diesen beyden Freunden ganz auf, weil Rehdorf bey seinen Reisen und Untersuchungen in fernen Landen umher zog, Lobenstein aber in seinem Vaterlande eine Bedienung bekam, bey welcher er nur sehr wenig Zeit auf den Briefwechsel mit auswärtigen Freunden wenden konnte.

So standen die Sachen noch, als Rehdorf in Rußische Kriegsdienste gieng, und sich bey der Armee des Fürsten Potemkin als Volontair anstellen ließ. Dieser Feldherr stand damals eben im Begriff, die türkische Vestung Ockzakov anzugreifen. Gerade als Rehdorf im Rußischen Lager ankam, wurde die Belagerung eröfnet. Unser Volontair that sich dabey durch seine Tapferkeit hervor, und erwarb sich die Gnade des Feldherrn in einem sehr hohen Grade. Man weiß, daß diese Belagerung sehr lange dauerte, und unsägliches Blut dabey vergoßen wurde. Rehdorf kam aber doch immer gut davon, ob er sich gleich oft auf die gefährlichsten Posten wagte, und seinem Muth keine Grenzen setzte. Doch auch seine Stunde nahte heran; auch sein Blut muste noch unter den Streichen der Barbaren fließen.

Die Türken thaten einen Ausfall. Rehdorf befand sich gerade mit vor dem Thore, wo der Ausfall geschah, und war der Wuth der Feinde am meisten mit ausgesetzt. Ein wilder, hartnäckiger, verwirrter Kampf begann. Blut strömte auf beyden Seiten, und

nur Sieg oder Tod war die Loosung. Kein Theil gab Pardon. Alles hieb darnieder, oder wurde darnieder gehauen. So fielen auch im Gedränge des Gefechts eine große Menge Türken über einen kleinen Trupp Russen her, welche Rehdorf anführte. Entseelt lagen schon die meisten von den leztern in ihrem Blute da; vergebens nur wehrten sich die wenigen noch übrigen gegen einen überlegenen Feind. Auch Rehdorf bekam einen Säbelhieb im Hintertheil des Kopfs, der ihn zu Boden streckte. Mehrere Türken rüsteten sich schon, ihn vollends in Stücken zu hauen, als Rehdorf, obgleich ganz ohne Besonnenheit, doch zu seinem Glück, in teutscher Sprache, die Worte ausrief:

„Pardon! wer mich rettet, erhält eine große Belohnung! —

Den Augenblick schrie der Anführer der Türken seinen Untergebenen in türkscher Sprache zu:

„haltet ein! diesen einzigen wollen wir schonen.

Die Barbaren ließen ihre schon aufgehobenen Säbel sinken, und umringten Rehdorfen,

um

um ihn gegen andre zu schützen. Der Befehlshaber trat herbey, und sagte zu Rehdorfen:

„Da ich höre, daß Sie ein Teutscher sind, so sollen Sie Pardon haben: denn auch mir hat bey Choczim ein Teutscher das Leben gerettet.

Rehdorf reichte ihm die Hand zu, und antwortete mit schwacher Stimme:

„Dank sey Dir, edler Muselmann! Gott wird Dir Deine Großmuth belohnen. Gieb nur Befehl, daß man mich von hier wegbringe, und mir den Kopf verbinde!

Der türkische Offizier rief einem neben ihm stehenden Türken nur einige Worte zu, worauf sich dieser über Rehdorfen hermachte, und ihn mit einigen Tüchern, die ihm jener darreichte, den Kopf verband. Sodann sagte der Offizier:

„Seyn Sie nur gutes Muths, Herr Kammerad! Sie sollen in mein Quartier gebracht, und so gut abgewartet werden, als ob Sie unter ihren Freunden wären!

Seinen Leuten aber sprach er nur einige Worte auf türkisch zu, und ihrer viere davon faßten Rehdorfen an, und trugen ihn über Blut und Leichen hinweg nach der Vestung zu. Der aber, welcher ihn verbunden hatte, gieng mit blosem Säbel voraus, und wehrte die Angriffe derer jenigen ab, deren Wuth auch die Ueberwundenen und Gefangenen nicht schonte.

Im Thore legte man Rehdorfen auf eine Art von Trage, und brachte ihn so durch eine lange Gaße in ein sehr schönes reinliches Haus. Hier hatte der Wundarzt denen herbey kommenden Türken kaum etliche Worte zugerufen; so empfiengen sie unsern Gefangenen mit vieler Leutseligkeit, und brachten ihn in ein sehr niedliches Zimmer, wo sie ihn auszogen, und auf einen Sopha legten. Sodann reinigten sie ihn vom Blute, gaben ihm einige stärkende Arzeneymittel ein, und der Wundarzt verband ihm nun erst seine Wunde ordentlich, nachdem er sie gleichfalls rein ausgewaschen, und von Blut gesäubert hatte. Rehdorf hatte zwar viele Schmerzen zu dulden. Aber da die Hirnschaale nicht durchgehauen, und das Gehirn nicht verletzt war, so hofte er nicht nur mit dem

dem Leben davon zu kommen, sondern auch seine Gesundheit bald wieder zu erlangen.

Etliche Stunden darauf kam auch sein menschenfreundlicher Erretter selbst zu ihm. Indem er sich zu Rehdorfen an den Sopha setzte, redete er ihn mit folgenden Worten an:

„Nun! wie gehts, Herr Kammerad? sind Sie nun mit uns zufrieden?

„Ach! wüsten Sie, großmüthiger, menschenfreundlicher Mann!

antwortete dieser,

„wie tief mein Herz von Ihrer Güte gerührt ist, wie ganz meine Seele von Liebe und Dankbarkeit für Sie entglüht! sagen Sie mir, wen hab' ich in Ihnen zu meinem Retter? wem bin ich eigentlich mein Leben schuldig? —

„Mein türkischer Name,

versetzte der edle Muselmann,

„ist Ali Murat; ich kommandire einen Trupp Janitscharen, und bin das, was man bey euch einen Obristen nennt. Von Geburt aber bin ich ein teutscher Edelmann.

mann. Armuth und Unterdrückung in meinem Vaterlande jagten mich in die Fremde. Mein Schicksal führte mich nach Konstantinopel. Ich gieng in türkische Kriegsdienste, nahm die muhamedanische Religion an, und schwung mich bis zu dem hohen Posten empor, den ich izt bekleide. Bey der Eroberung von Choczim stand ich in Gefahr, von einer Parthei Russen in Stücken gehauen zu werden. Aber ein kaiserlicher Offizier, dem ich nur meinen teutschen Namen nannte, entriß mich nicht nur ihrer Wuth, sondern verschaffte mir auch meine Freyheit, daß ich nach Konstantinopel entfliehen konnte. Von dort aus wurde ich hernach mit hierher zur Besatzung kommandirt, und es freuet mich sehr, daß ich izt Gelegenheit fand, mich gegen einen Landsmann wieder dankbar beweisen zu können. —

Sodann fragte er Rehdorfen nach seinem Vaterlande und seinem Familiennamen. Unser Edelmann aber merkte nicht sobald, daß Ali Murat ein gutes Vorurtheil für die Teutschen hatte,

hatte, so verschwieg er, um ihn dabey zu erhalten, seine wahre Herkunft, und fiel von ungefehr darauf, den Geschlechtsnamen seiner verlornen Julie anzunehmen, und ihr Vaterland für das seinige auszugeben. Kaum hatte jedoch Ali Murat das gehöret, so schien er sich ganz ausnehmend darüber zu wundern.

„Wie? — Lobenstein ist Ihr Name?

fragte er mit einer ganz auffallenden Bewegung,

„Sind Sie denn von Adel? —

Rehdorf fürchtete nichts gewißer, als, daß Ali Murat die Lobensteinische Familie als bloß bürgerlich kennen möchte. Um nun über einer Unwahrheit nicht erwischt zu werden, hielt er es fürs Beste, sich sogar für den Bruder seiner Julie auszugeben. Er sagte also:

„Nein! mein Vater war ein Geistlicher. Ich wählte aus Neigung den Soldatenstand, gieng in Rußische Dienste, und stieg im izigen Kriege bald durch meine Tapferkeit bis zu dem Posten eines Kapitains empor.

Still-

Stillschweigend und in tiefen Gedanken sah' ihn Ali Murat einige Minuten bedeutend an, worauf er versetzte:

„ich finde immer mehr Ursache, Sie in meinen Schutz zu nehmen. Rechnen Sie also darauf, daß ich alles thun werde, Ihnen Ihre Gefangenschaft so erträglich als möglich zu machen! Vor der Hand aber bleiben Sie in meinem Quartier, bis Ihre Wunde geheilt ist. Alsdenn werde ich schon weiter für Sie sorgen. Ich fürchte nicht, daß Sie meine Güte jemals mit Undank belohnen werden, was Ihnen auch für Fälle vorkommen dürften.

„Undank ist das schwärzeste Laster; —

antwortete Rehdorf,

„ich würde alles von der rächenden Strafgerechtigkeit Gottes fürchten müßen, wenn ich jemals so niederträchtig dächte, dem Retter meines Lebens seine Wohlthaten mit Undank zu vergelten.

„Gut! ich halte Sie beym Worte;

versetzte der Türke,

„so

„so gewiß ich mich izt darauf verlaße, so würde dann auch, wenn Sie es nicht erfüllten, meine Rache keine Grenzen haben. Damit Sie aber doch bey Ihrer Krankheit gut abgewartet werden mögen, so will ich Ihnen eine alte Sclavin, die eine Französin von Geburt ist, und mit Kranken wohl umzugehen weiß, zur Bedienung geben. Indeß Sie kurirt werden, hoffe ich Mittel zu finden, Ihnen Ihre Freyheit wieder zu schaffen. Vielleicht wird es bald wieder ruhig bey uns. Der Kapitain Pascha ist schon mit unsrer Flotte in der Nähe, und diese, denke ich, soll eurem wilden Kosacken Potemkin bald zwingen, die Belagerung wieder aufzuheben.

Dann drückt' er Rehdorfen die Hand, und verließ ihn. Bald darauf aber trat Agathe, die Französische Sclavin, die unsern Gefangenen künftig bedienen sollte, zu ihm herein. Sie war eine ältliche Person, die schon etliche und zwanzig Jahr in der Türkey gelebt hatte. Aber sie besaß noch viel Feuer, und hatte eine schöne empfehlende Bildung. An Unterhal-

tung fehlte es Rehdorfen bey dieser Pflegerin nicht: denn ihre Zunge war so geläufig, daß er selbst nur immer zu hören, und wenig zu reden hatte. Drey ganze Tage brachte sie damit zu, ihm ihre Lebensgeschichte, und ihre Abentheuer zu erzehlen. Am meisten aber breitete sie sich über die vortreflichen Eigenschaften ihres izigen Herrn aus. Sie rühmte seine gelinde Behandlung der ihm Untergebenen, und seiner Sclaven. Am meisten aber strich sie sein liebreiches Betragen gegen das Frauenzimmer heraus, das er in seinem Serail hätte. Keine einzige von seinen Weibern — setzte sie hinzu — könne darüber klagen, daß sie zu seinen Gunstbezeugungen wäre gezwungen worden; nur durch Güte und Zärtlichkeit suche er ihre Herzen zu gewinnen, wie denn eben izt einige sehr schöne Frauenzimmer in seinem Serail sich befänden, die sich ihm noch nicht ergeben hätten, um deren Gunst er aber mit der Unterwerfung des zärtlichsten Liebhabers buhle.

Acht Tage waren verfloßen, ohne daß mit unserm Gefangenen etwas veränderliches vorgieng. Seine Verwundung ließ sich zur glück-

lichsten

lichsten Beßerung an, und Agathe pflegte seiner nicht nur mit der genauesten Sorgfalt, sondern vertrieb ihm auch die Langeweile durch ihre fließende Beredsamkeit, auf die angenehmste Weise. Ali Murat besuchte ihn selbst sehr öfters, und gewann täglich mehr an seiner Hochachtung durch sein edles freundschaftliches Betragen gegen ihn. Bey jedem Besuch aber fand ihn Rehdorf unruhiger und ängstlicher, ob er sich gleich immer mit der Hofnung schmeichelte, daß der Kapitain Pascha die Stadt entsetzen würde. Agathe, welcher Rehdorf seine Bemerkungen hierüber mittheilte, gab ihm den Aufschluß, daß die Russen der Vestung immer schärfer zusetzten, und wahrscheinlich, wenn sie nicht bald Hülfe bekämen, einen Sturm wagen würden, worüber die Türken in großer Angst schwebten.

Weil nun unter diesen Umständen die Belagerten ihre Wachsamkeit verdoppelten, so dauerte Ali Murats Aufenthalt in seinem Quartier immer nur sehr kurz, und nicht selten wurde er auf Posten kommandirt, die er oft ganze Tage und Nächte nicht verlaßen durfte. Eben dieser Umstand aber erleichterte

ein sehr unerwartetes glückliches Abentheuer, das unserm Rehdorf in seiner Gefangenschaft begegnete.

Eines Abends, wie Ali Murat eben auf einem solchen Posten kommandiret war, der ihn auf wenigstens vier und zwanzig Stunden vom Hause entfernte, ließ sich Agathe gegen Rehdorfen folgendermaaßen heraus:

„Haben Sie Lust, Herr Kapitain, (so pflegte man ihn in Ali Murats Hause zu nennen) diese Nacht einen Besuch von einem unserer Frauenzimmer anzunehmen?

Mit Erstaunen über diesen Antrag antwortete Rehdorf:

„entweder Sie spaßen, liebe Agathe! oder Sie wollen mich in Versuchung führen.

A. Keins von beyden ist der Fall. Trauen Sie nur meiner Ehrlichkeit. Ich hintergehe Sie nicht. Ali Murat hat in seinem Serail von ungefehr Ihren Namen genennet, den ich selbst eher nicht, als izt gewußt habe. Darauf sind denn

zweye von unsern Damens sehr aufmerksam geworden. Beydes sind Teutsche von Geburt — —

„Teutsche sagen Sie?

und sein Erstaunen stieg immer höher.

„Wie heißen sie?

A. Ich kann Ihnen bloß Ihre Vornamen nennen: denn Zunamen sind bey uns gar nicht gebräuchlich. Ali Murat weiß sie zwar wohl; uns Bedienten aber werden sie niemals gesagt. Auch wüßte ich die Vornamen nicht einmal, wenn nicht die eine davon mir sie gesagt hätte, um sie Ihnen zu hinterbringen: denn bey uns führen sie schon türkische Namen. Das ist hier so gebräuchlich.

R. Und diese Vornamen? — Geschwind, liebe Agathe!

A. Die eine heißt Julie, und die andre Elise.

R. Julie! — Elise! — Ach Gott! sie sinds — sie sind's wahrhaftig! — Ach! es ist meine Julie — meine ein-

zige — meine ewig geliebte Julie — O Agathe! welche unaussprechliche Freude macht mir Ihre Entdeckung! —

Das Gefühl seines Entzückens griff ihn auf einmal so heftig an, daß er halb ohnmächtig auf seinen Stuhl zurücksank, und ein Strom von Thränen plötzlich seine Augen überschwemmte. Agathe erstaunte selbst über seine Bewegung, und ahndete daraus schon die Verhältniße zwischen ihm und den beyden Damen. Mit dringender Ueberredung fuhr dann Rehdorf fort:

„Agathe! meine beste — izt meine einzige Freundin! können Sie mir dazu verhelfen, daß ich meine Julie sehen kann? — Ach! sie ist mein, diese Julie — auch als Geliebte eines Türken ist sie mein. O Gott! welch ein Verhängniß! — Ja! ich muß sie sehen — ich muß ihr noch einmal sagen, daß ich sie ewig liebe, daß ich für sie mit Freuden sterbe. —

„Sie sollen sie sehen!

versetzte Agathe, die vor den Ausbrüchen seiner Begeisterung noch gar nicht zum Worte kommen konnte.

„Aber wie ist es möglich? —

fragte Rehdorf sogleich wieder,

„hat das Serail keine Wächter, — und Ali Murat keinen treuen Bedienten? — kann man eine Zusammenkunft wagen, ohne entdeckt zu werden, und — ohne ewige Gefangenschaft, ewige Trennung — ohne den Tod erwarten zu müssen? wie wollen — wie können Sie das möglich machen? — werden es die übrigen Frauenzimmer nicht verrathen? —

„Geduld, Herr Kapitain!

antwortete die gute Agathe,

„für das alles ist schon gesorgt. Das Haus ist diese Nacht von Menschen entblößt: denn Murat hat sie alle mitgenommen, und er muste sie mitnehmen, weil alle seine Bedienten zugleich Soldaten seyn müßen. Nur der Thürsteher und der Aufseher über das Serail sind noch da. Der erste darf sich niemals von seinem Posten unten von der Hausthüre entfernen, der andre ist ein freydenkender Türke, der sich für ordinair im Wein berauscht,

rauscht, wenn sein Herr nur den Rücken wendet, und dann im Vorzimmer des Serail liegt und ausschläft. Bey seiner Aufsicht hätten wir schon längst alle entfliehen können, wenn es eine Möglichkeit wäre, unbemerkt aus dem Hause und aus der Vestung zu kommen. Verrätherey von den übrigen Weibern haben wir nicht zu fürchten: denn es sind lauter Ausländerinnen, und sie denken alle selbst darauf, bey Gelegenheit dem türkischen Joche zu entfliehen. Keine ist dem Murat getreu, ob sie sich ihm gleich alle, bis auf die beyden Teutschen ergeben haben. Für das übrige laßen Sie mich sorgen, nur bestimmen Sie mir die Stunde, wenn Sie die Dame sprechen wollen; denn ich muß erst mit dem Aufseher einige Flaschen Wein ausleeren, die ich ihm in Abwesenheit des Herrn gewöhnlich herbey schaffen muß.

R. Ich? — erst eine Stunde bestimmen? — o! meine heiße Sehnsucht nach Julien fordert diese Minute; aber es sey die zwölfte — die Mitternachtsstun-

stunde! — die ist doch wohl die sicherste. — —

Agathe entfernte sich, und ließ den erstaunten Rehdorf in einer Bewegung zurück, die seine Seele von Hofnung zur Furcht, von Freude zur Traurigkeit, von der heitersten Aussicht der Zukunft bis zur Verzweiflung umher trieb.

„Welch' ein Schicksal!

dachte er dann bey sich selbst,

„so muste ich also ganz wider meine Bestimmung in Kriegsdienste gehen, um diese Julie, die ich so lange vergebens gesucht hatte, in der türkischen Gefangenschaft — im Serail meines Erretters wieder zu finden? — Ach! aber ist sie denn deswegen auch die meinige? ist sie nicht dennoch auf immer für mich verloren? — werd' ich sie denn wohl retten können, wenn die Stadt nicht erobert wird? — und — wer weiß denn, ob sie auch meiner Liebe noch werth ist? — wer weiß, welchem Barbaren sie schon ihre jungfräuliche Unschuld hat ergeben

 müs-

müßen? — wär' es denn nicht beßer für uns beyde gewesen, wir hätten einander nie wieder gesehen? —

Ganz verloren in diese und ähnliche Betrachtungen trieb sich sein Geist in zahllosen, oft fürchterlichen Phantasien bald auf bald nieder. Eine tobende Leidenschaft um die andre bemächtigte sich seiner; bald Liebe, bald Zorn, und bald Rache. Endlich vergaß er gar darüber die Stunden und die Minuten zu bemerken, und die zwölfte Stunde überraschte ihn in einer völligen Vergeßenheit seiner selbst.

Indeß führte izt Agathe die zitternde Julie — denn es war würklich Rehdorfs so lange verloren gewesene Geliebte — aus ihrem Zimmer heraus. Der Weg bis zu dem Gemach, das Rehdorf bewohnte, gieng über einen großen Vorsaal, die Wohnung des Aufsehers über das Serail, der in einem Todtenschlafe auf seinem Lager da lag, — dann über einen langen Gang, welcher in das Vordertheil des Hauses führte, hinweg, und von da eine schmale Treppe hinab auf einen andern Saal, durch welchen man erst in Rehdorfs Wohnzimmer kam.

Leise eröfnete Agathe seine Thüre. Dieß weckte ihn aus dem fast bewußtlosen Zustande, worein er versunken war, auf. Er fuhr in die Höhe, und erblickte neben Agathen ein Frauenzimmer in türkischer Tracht, und verschleyert.

„Hier ist sie, Herr Kapitain!

sagte die gute Französin,

„ich laße Sie allein beysammen, um den Eingang des Hauses zu beobachten, um Sie, wenn etwas vorfallen sollte, vor einer Ueberraschung zu bewahren.

Kaum erblickte Rehdorf das verschleyerte Frauenzimmer, so erkannte er auch sogleich den Wuchs und die Gestalt seiner Julie. Mit offenen Armen, und mit dem Ausruf:

„Julie! meine Julie! —

stürzt' er ihr entgegen, sie schlug den Schleyer zurück, und rief:

„Ach Gott! es ist mein Rehdorf selbst!

Die unverhofte Freude, ihn, ihren einzigen selbst zu sehen — denn sie vermuthete, nur ihren Bruder Lobenstein zu finden — stürzte

sie fast in Ohnmacht. Sinn und Rede schwand ihr dahin; sprach- und bewustlos sank sie in Rehdorfs sie aufnehmende Arme. So führte er sie nach seinem Sopha zu, setzte sich darauf, und nahm sie auf seinen Schoos, indem er seinen Mund an den ihrigen drückte, und sie durch die feurigsten Küße wieder zu erwecken suchte.

„Willkommen an diesem treuen Busen, meine Julie!

sagte er, wie sie ihre schönen Augen aufschlug, und sie nach den seinigen richtete,

„hab' ich Dich endlich doch wieder, Du meine Erwählte! Ach! wie hätte ich wohl diese unnennbare Seligkeit noch erwarten dürfen? gesegnet sey mir der Kampf, der mir ohne Murats Hülfe, mein Leben gekostet hätte! — gesegnet die Gefangenschaft, in die ich gerathen bin! — ohne das alles hätt' ich meine Julie nicht wieder gefunden. —

„Ja! Du bists, mein Rehdorf!

antwortete das entzückte Mädchen,

„den

„den ich nicht hier erwartete, deßen Anblick mich mit unaussprechlicher Seligkeit überströmt. Nur meinen Bruder glaubte ich zu finden: denn Murat nannte Dich Lobenstein, wie er uns erzehlte, daß er aus Liebe für seine Landsleute Dich vom Tode errettet hätte.

R. Blos um von seiner Vorliebe für die Teutschen destomehr Vortheil zu ziehen, nannte ich ihm meinen wahren Namen und mein Vaterland nicht, und Zufall war es, daß ich gerade auf Deinen Zunamen fiel.

J. Indeßen hat Dir dieser Einfall gewiß noch die herrlichsten Dienste geleistet. Denn auch um meinetwillen hat Dir Murat gewiß noch mehr Gefälligkeiten erwiesen, als er sonst vielleicht gethan hätte. Er hinterbrachte mir es sogleich, daß er wahrscheinlich meinem Bruder das Leben gerettet, und ihn als Gefangenen in seinem Hause habe: er erzehlte mir die edelmüthige Behandlung, die Dir bey ihm wiederführe, und glaubte dadurch in meiner Dankbarkeit gegen ihn sehr

weit

weit vorgerückt zu seyn. Auch bewieß ich mich würklich so erkenntlich dafür, als er es verdiente, ob ich ihm gleich die Hauptgunstbezeigung, die er dadurch vielleicht zu erobern hoffte, noch immer verweigern muste.

R. So könnte ich denn wohl noch hoffen, daß Deine Tugend mitten unter den Versuchungen des wollüstigen Morgenlandes unversehrt geblieben sey?

J. Nicht hoffen blos. Gewiß kanst Du davon überzeugt seyn. Ich schwöre Dir es hiermit bey Gott und bey unsrer Liebe. Freylich haben wir manche und große Versuchungen aushalten müßen, aber ich und meine Elise, wir haben es gerettet das Kleinod, das bald mit Gewalt, und bald mit List dem unersetzlichsten Raube ausgesetzt war. Meine Geschichte, so bald Du sie erfahren wirst, soll Dich völlig davon überzeugen.

R. Ich glaube Dir, liebe Julie! wenn ich es aber auch nicht glauben könnte, so würde Dich doch meine Liebe zu Dir völlig entschuldigen; Du würdest eben den

Platz

Platz in meinem Herzen behalten, den Du bey unserer ersten Bekanntschaft, und bey unserer Verbindung erhieltest. Das Vergnügen, Dich endlich wieder gefunden zu haben, vertilgt alle andre Gefühle aus meinem Herzen. Wollte nur Gott, daß ich sogleich Mittel in Händen hätte, Dich aus Deinem Kerker zu erlösen, und die Vereinigung zu vollenden, nach der wir so lange geseufzet haben. Doch, vielleicht siegt unser grosser Potemkin, und — geht dann die Vestung über, so sind wir beyde wieder in den Händen unsrer Freunde.

Mit diesen und andern Hofnungen schmeichelten sich unsre Liebenden, ob sie gleich auf der andern Seite der Gedanke, daß der Entsatz der Vestung durch die Türkische Flotte vielleicht eben so nahe sey, wieder tief darnieder schlug. Inzwischen genoßen sie das gegenwärtige Glück ihrer Wiedervereinigung, und ließen die Hofnung einer noch glücklichern Zukunft nicht ganz aus ihrem Herzen.

Julie fragte nach ihren Eltern und nach ihrem Bruder. Rehdorf konnte ihr die angenehme

nehme Nachricht geben, daß er vor einem halben Jahre, von lezterem noch Briefe erhalten hätte, nach welchen sie insgesamt wohl, und noch am Leben gewesen wären. Auch erzehlte er ihr manches von seinen Abentheuern während ihrer Trennung von einander, und von seinen Reisen und Bemühungen, sie irgendwo ausfindig zu machen. Julie aber versparte die Erzehlung ihrer Geschichte bis auf eine andre Zusammenkunft: denn unter der Vermittelung der dienstfertigen Agathe hoften sie ihrer bald mehrere zu halten.

„Ich bezeigte dieser guten Französin,

setzte Julie hinzu,

„da sie immer sehr aufrichtig mit uns umgegangen war, mein Verlangen, Dich, als meinen Bruder, zu sprechen, und sie war sogleich bereit, mir darzu behülflich zu seyn. Dafür aber habe ich ihr auch versprochen, sie mit mir zu nehmen, wenn uns der Himmel wieder zu unsrer Freyheit verhelfen sollte: denn sie ist sehr arm, und hat fürchterliche Schicksale in der Welt gehabt.

„Nichts ist billiger als das,

versetzte Rehdorf,

„heute noch soll sie erfahren, wenn sie es nicht schon errathen hat, daß Du nicht meine Schwester, sondern meine Braut bist, daß ich Vermögen und Willen genug habe, ihr ihre Verdienste um uns noch in ihren alten Tagen zu belohnen.

Mit diesen und andern frohen Aussichten in die Zukunft vergnügten sich unsre Liebenden noch, als die treue Agathe wieder erschien, um Julien wieder abzuholen. Sie äußerte das Besorgniß, der Aufseher über das Serail möchte erwachen, und dann wären gewiß alle Mittel zu andern dergleichen Zusammenkünften auf immer abgeschnitten. Rehdorf hofte seine Julie bald wieder zu sehen, und so trennten sie sich denn nach einer feurigen Umarmung, und nach wiederholten Versprechungen unerschütterlicher Treue, das Schicksal möge auch über sie beschloßen haben, was es wolle!

Julie kam glücklich und unbemerkt in ihrem Zimmer an, und Rehdorf legte sich mit einer Ruhe zu Bette, die er, seit seiner unglücklichen Trennung von seiner Geliebten, nie genoßen hatte.

Zwey=

Zweyter Abschnitt.

Die Weiber des Ali Mürat wohnten zwar im Hintertheil des Hauses beysammen, und ihre Wohnungen hießen sein Serail. Doch hatte jede ihr besonderes Zimmer innen. Alle diese Zimmer hingegen stießen auf den Vorsaal, welchen der Aufseher bewohnte. Diese Damens konnten also wohl ohne Bemerkung des Aufsehers zu einander selbst kommen; keine aber vermochte seiner Wachsamkeit, wenn der Trunk ihn nicht eingeschläffert hatte, zu entwischen.

Unsre Julie kam izt von ihrem nächtlichen Rendevouz glücklich wieder in ihr Zimmer zurück, wo sie von Elisen, welcher ihr langes Außenbleiben viele Sorge gemacht hatte, mit verdoppelter Freude empfangen wurde. Nur hatte der Aufseher, wiewohl er bey ihrem

Uebergange über den Saal noch schlief, dennoch ein gewißes Geräusch gehöret, das ihm bey seinem völligen Aufwachen verdächtig schien. Er stellte Untersuchungen darüber an, und konnte zwar nichts zuverläßiges davon heraus bekommen; doch traute er Agathen auch nicht mehr so viel wie sonst.

Die Folge davon war, daß er sich in Abwesenheit seines Herrn von ihr nicht mehr berauschen ließ, und überhaupt gegen sie mehr auf der Huth war. Juliens Besuche bey Rehdorfen fielen also weg, und nur froh musten sie noch seyn, daß der Aufseher nicht ganz aufgewacht war: denn auf diesen Fall hätten sie auch alle andere Gemeinschaft mit einander durch Agathen verloren.

So aber blieb diese gute Frau noch immer die Vertraute der beyden Liebenden, und weil ihnen das Schreiben von Ali Murat nachgelaßen war, so bedienten sie sich dieses Mittels, einander ihre Gedanken und Empfindungen in Briefen mitzutheilen, deren Bestellung auch Agathe immer richtig besorgte.

Da nun Rehdorf auf die bisherigen Begebenheiten seiner Geliebten sehr neugierig war,

so entschloß sich diese, ihm ihre Geschichte aufzusetzen, und sie ihm schriftlich mitzutheilen. Was sie also den Tag über davon hatte fertigen können, dieß brachte Agathe Rehdorfen des Abends, der sich denn auf die angenehmste Weise die Zeit damit vertrieb.

Wir wollen izt diese Geschichte zusammen faßen, und sie aus Juliens Aufsätzen mit ihren eigenen Worten unsern Lesern mittheilen.

„Du weißt, wie unsre Trennung auf der Ostsee mitten unter dem fürchterlichsten Sturm erfolgte. Immer mit standhaftem Muthe hatt' ich mich bisher gegen die offenbare Todesgefahr, womit das Ungewitter uns alle Minuten bedrohte, gewaffnet. Aber auf einmal sank mir nun dieser Muth dahin, wie in dem Augenblicke, wo du mir nachfolgen wolltest, die empörten Wellen unsre Schaluppe vom Schiffe trennten, und uns eine ziemliche Weite ins Meer hineinschleuderten. Mein Entsetzen darüber zog mir eine jählinge Ohnmacht zu. Da ich meine Besonnenheit wieder fühlte, befand ich mich in den Armen meiner Elise, die neben mir im Raume der Schaluppe saß, und mein Antlitz mit ihren Thränen überschwemmte.

 Der

Der Sturm hatte zwar ein wenig nachgelassen, aber schrecklicher, als eine Todespost, war mir die Nachricht, daß wir gänzlich vom Schiffe getrennet wären, und daß niemand wisse, wo wir uns befänden, und wo wir hinseegeln sollten. Nachdem die Matrosen, die sich bey uns befanden, sich hierüber berathschlaget hatten, wurden sie einig, das Fahrzeug nach Nordwest zu richten: denn hier hoften sie, entweder unser Schiff wieder anzutreffen, oder auf einer der Dänischen Inseln landen zu können. Der Morgen brach an; Wolken leer wurde der Himmel, und die See war nun wieder ruhig. Wir dankten Gott für unsre Rettung, und ob wir gleich nicht die mindesten Lebensmittel an Bord hatten, so schlug dieß doch unsern Muth noch nicht darnieder, weil wir der Zusammenkunft mit unserm Schiff gewiß entgegen sahen. Nur ich zitterte vor dein Leben: denn konnte ich wohl wißen, ob dich die große Welle, die uns trennte, nicht mit in den Abgrund des Meeres gestürzt hatte, da du schon auf dem Sprunge standest, mir zu folgen? —

Nachdem wir einige Stunden so fort geseegelt waren, sahen wir zwey Schiffe in geringer

ger Entfernung von einander, von der Gegend aus Norden her, auf uns zukommen. Wir zweifelten keinen Augenblick daran, daß eins davon das unsrige sey, und freuten uns schon darauf, bald wieder zu unsern Gefährten zu kommen. Wie sie etwas näher kamen, gaben unsre Matrosen das gewöhnliche Zeichen, ihnen unsern hülflosen Zustand anzukündigen. Sogleich richtete das erste der beyden Schiffe seinen Lauf gerade auf uns zu. Wir wurden aber bald gewahr, daß es das unsrige nicht war, indem es eine rußische Flagge führte. Nun ließ uns die Nothwendigkeit, uns vor noch größern Unglücksfällen zu sichern, keine Wahl übrig, ob wir uns auf dieses Schiff begeben wollten oder nicht?

Indeß kam uns das Schiff so nahe, daß man vom selbigen aus, mit uns reden konnte. Die Russen fragten uns, wer wir wären, und da wir ihnen unser Unglück mit etlichen Worten eröfnet hatten, erboten sie sich, uns aufzunehmen. Sie warfen uns hierauf ein Seil zu, und zogen unsre Schaluppe so nahe an das Schiff, daß wir an Bord steigen konnten. Der Kapitain, ein junger, ansehnlicher,

cher, freundlicher Mann, empfieng uns mit vieler Artigkeit, und führte mich und Elisen sogleich in seine Cajüte. Er ließ uns einige Erfrischungen vorsetzen, und bat uns, dem Himmel zu danken, daß er uns unter seinen Schutz geführet habe:

„Ihr Schiff,

setzte er hinzu,

„ist wahrscheinlich vergangene Nacht durch den Sturm so beschädiget worden, daß es in irgend einem Dänischen Hafen hat einlaufen müßen. Hier aber waren Sie schon zu weit davon verschlagen, und Sie hätten nothwendig auf offner See vor Hunger und Durst umkommen müssen, ehe Sie einen Hafen hätten erreichen können. Auch ich habe den Sturm auf der See ausgehalten, aber mein Schiff ist, Gott sey Dank! unbeschädigt geblieben. Ich komme von Reval, und steure nach dem mitländischen Meere. In Marseille, wo ich einzulaufen gedenke, werden Sie Schiffe in Menge finden, die nach Reval zurückgehen, und

von dort aus können Sie bald wieder bey den Ihrigen seyn.

Ich konnte dem Kapitain nicht zumuthen, unsertwegen wieder umzukehren, und muste mich also ihm und meinem widrigen Schicksale unterwerfen. Doch konnte ich nicht umhin, ihm meine Besorgniße darüber zu erkennen zu geben, daß ich nemlich von allem Gelde und allen Kleidungsstücken emblößt sey, und deswegen in der allerpeinlichsten Verlegenheit wäre. Aber er antwortete hierauf:

„Darüber machen Sie sich keine Sorge! unglückliche Seefahrer finden allenthalben Unterstützung. Was mich anbetrift, so soll es Ihnen, so lange Sie sich auf meinem Schiffe befinden, an nichts mangeln. Es stehet dann, wenn Sie glücklich an den Ort Ihrer Bestimmung zurückkommen, bey Ihnen, mich zu bezahlen, wenn, und wie es Ihnen gefällig ist. Auch sollen Sie, auf meinen Vorspruch, in Marseille leicht einen Freund finden, der Ihnen so viel Geld vorstreckt, als Sie zu Ihrer Rückreise bedürfen.

Auf diesen großmüthigen Antrag sagte ich ihm:

„Sie wißen noch nicht, Herr Kapitain, wem Sie diese edelmüthige Unterstützung anbieten. Ich bin ein armes Mädchen aus Teutschland; ich folgte einem gewißen Herrn von Rehdorf aus Liefland als Braut. Izt bin ich durch mein feindseliges Schicksal von ihm getrennt. Wie nun, wenn mein Geliebter in den Fluthen des Meeres ertrunken wäre, wer würde sich denn in der Fremde noch meiner annehmen? meine Eltern können keinen Pfennig für mich bezahlen.

Der Kapitain versetzte dargegen:

„Sie sind sehr mißtrauisch gegen die Vortheile, die Ihnen in diesem unverhoften unglücklichen Falle die Natur selbst darbeut. Ich kenne die Rehdorfsche Familie recht wohl. Sie ist reich, und Sie wird die Geliebte ihres Sohnes und Verwandten, gesetzt auch, daß er unglücklich sey, nicht der Armuth und der Schande in einem fremden Lande Preiß geben. Sollte sie aber auch so unbarmherzig

herzig mit Ihnen verfahren, so hat Ihnen ja die Natur Reize genug gegeben, um mit ihnen zu wuchern, und durch Zärtlichkeit für einen andern Gegenstand, Ihr Glück wieder auf einen festen Fuß zu setzen.

Diese lezte Aeußerung meines neuen Beschützers gefiel mir so wenig, daß sie mir schon ein starkes Mißtrauen gegen seine Redlichkeit einflößte. Inzwischen war ich einmal in gefangener Hand, ich sahe mich also genöthiget, die Unterstützung von ihm anzunehmen, ohne welche ich keine Minute hätte leben können. Auch ließ er uns würklich an nichts Mangel leiden. Alles stand zu meinem Befehl. Ich und Elise, wir speißten mit an seinem Tische, und immer behandelte er mich mit der größten Ehrfurcht und Auszeichnung. Hatte er nichts mit seinen Geschäften zu thun, so kam er zu uns, und suchte uns die Zeit zu vertreiben. Besonders erzehlte er uns viel von seinen Abentheuern: denn er hatte sich von Kindheit auf dem Seedienst gewidmet, war schon viele Meere durchschifft, und hatte sich, so jung er auch noch war, doch schon viele Welt- und Menschenkenntniße erworben.

Unsre Fahrt gieng so glücklich von statten, und wir hatten immer so guten Wind, daß eine geraume Zeit verfloß, ehe ich einsah, daß wir im Grunde sehr weit gefahren waren, besonders, da ich nicht die mindeste Kenntniß von der Schiffahrt besaß, und folglich auch nicht wußte, in welchen Weltgegenden wir dahin schifften. Nach gerade fieng mir aber doch die Zeit an, lang zu werden; ich sehnte mich nach Marseille: ich sahe diesen Ort gleichsam als das Mittel an, bald wieder zu dir zu kommen, und — ich ahndete nichts weniger, als wie abscheulich ich von meinem angeblichen Beschützer hintergangen war.

Die Unterhaltung, die er mir selbst durch seine Gesellschaft verschafte, hielt mich gänzlich von dem Umgange mit den übrigen Schiffsgefährten ab, und da Elise nicht von meiner Seite wich, um mich mit dem Kapitain keine Minute allein zu laßen, so kam auch diese, ohne sein Beyseyn, mit unsrer Reisegesellschaft nicht zusammen. Wir schiften also viele Länder, Städte und Küsten vorbey, wo wir wohl hätten landen können; aber immer, wenn ich den Kapitain darum fragte, suchte er

er mich mit der Vertröstung zu beruhigen, daß wir nun bald Marseille selbst erreicht haben würden.

Doch izt ereignete sich ein Vorfall, der mir auf einmal Gelegenheit verschafte, aus meinem Irrthum zu kommen. Es begegnete uns ein Schiff, das ganz nahe an das unsrige heranseegelte, und wie ich hernach erfuhr, war es ein Malthesischer Kaper. Nachdem man sich durch Zeichen und Zurufungen gehörig verständiget hatte, kamen ihrer viere von jenem Schiffe, in einem Boote auf das unsrige. Mit einem dieser Leute schloß sich nun unser Kapitain allein in seine Cajüte, und die übrigen dreye wurden indeß von unsern Leuten auf dem Verdeck tractirt.

Ich und Elise, wir befanden uns indeß in einer kleinern Cajüte, die neben der des Kapitains war, und seitdem wir uns auf dem Schiffe befanden, ihm zur Schlafstätte diente. Indem ich nun hier an einem Fenster stand, aus welchem ich die Schiffsleute nach dem Verdecke auf und nieder gehen sehen konnte, wurde ich den Matrosen gewahr, der mir damals, während des Sturms aus unserm

Schiffe

Schiffe, in die Schaluppe geholfen hatte, und der in der That ein sehr verständiger, gefälliger Mensch war. Er hieß Michau, und war ein Hamburger von Geburt. Ich pochte an das Fenster, und winkte ihm nach mir zu. Wie er das sahe, kam er an das Fenster, und ich eröfnete es. Aber ehe ich ihn noch anreden konnte, sagte er, ich solle ihm geschwind sagen, was ich von ihm wollte: denn es sey allen Schiffsleuten bey Lebensstrafe verboten, mit uns zu reden, und wenn ihn einer von den Russen mit uns sprechen sähe, so wäre er ohne Barmherzigkeit verloren. Ich fragte ihn also, ob wir nicht bald nach Marseille wären? und mit Schrecken hörte ich die Antwort:

„Nach Marseille? — mein Gott! wißen Sie denn nicht, daß wir von dort längst vorüber, und schon in der Gegend von Maltha sind?

„Gott im Himmel! welcher Betrug! —

rief ich,

„und wo sind denn unsre Gefährten, die beyden Lübeckschen Kaufleute?

M. Wer? — die Lübecker? — die sind ja schon längst des Nachts in einer Schaluppe nach den Küsten von Frankreich, die wir vorüber fuhren, gebracht worden.

J. Und uns arme hat man allein zurückbehalten? ihr Treulosen! warum habt ihr mir das nicht gesagt?

M. Meine Kammeraden sind mit fort; nur ich allein blieb zurück, weil ich damals an einem Fieber bis zum Tode krank lag. Was hab ich nun anders denken können, als daß Sie mit dem Kapitain einverstanden sind, und mit Fleiß die Fahrt nach Asien mit ihm machen?

J. Nach Asien? — —

Hier war der Matrose wie der Blitz vom Fenster hinweg; ich machte es leise zu, und Michau verschwand, ohne daß ich sehen konnte, wohin.

Wie aber mir bey den eben von ihm erhaltenen Nachrichten zu Muthe war, kanst du dir, lieber Rehdorf, beßer einbilden, als meine Feder dir es zu beschreiben vermag. hätte meine treue Elise mir in dieser schreckli-

chen

chen Minute nicht beygestanden, ich wär' gewiß ein Raub meiner Verzweiflung geworden. Kraft- und fast leblos sank ich in ihre Arme, und von einer Ohnmacht nach der andern wurde ich bedrohet. Ich verfluchte die teuflischen Ränke des Kapitains, und zitterte vor der Gefahr, worinn sich meine Unschuld und Tugend unter der Gewalt dieses falschen, boshaften Räubers befand. Kaum konnte ich die Zeit seiner Erscheinung erwarten, um ihm seine ganze Tücke vorzuhalten, und ihn mit meinen Flüchen zu überladen.

Zum Glück währte seine Conferenz mit dem Malthéser etwas länger, als die ersten Aufwallungen meines Unwillens anhielten. Die kältere Elise gewann indeß Zeit, durch freundschaftliche Zuredungen meinen Zorn zu mildern, indem sie mich bat, mich zu mäßigen, und durch den Ausbruch meiner Hitze nicht noch übel ärger zu machen. Am meisten, stellte sie mir vor, würde der gute Matrose darunter leiden, wenn ich dem Kapitain seine Falschheit gerade zu vorhielt. Um das Leben dieses Menschen zu schonen, und seine Gefälligkeit nicht mit Undank zu vergelten, sollte ich also

ganz behutsam zu Werke gehen, und indeß nur auf Mittel denken, wie wir bey der ersten schicklichen Gelegenheit den treulosen Händen unsers Entführers entfliehen könnten. — Wir nahmen sodann unsre Maaßregeln darnach, und suchten uns in unser Schicksal so gut zu finden, als wir konnten.

Kaum war der Malthesèr wieder abgesegelt, so kam der Kapitain zu uns. Er war äußerst unruhig, sprach in kurzen abgebrochenen Reden, und hielt sich nicht so lange, als er sonst gewohnt war, bey uns auf. Inzwischen wurden wir gewahr, daß eine große Bewegung unter dem Schiffsvolk entstand. Wir hörten allerhand Zurüstungen machen, deren Ursache wir anfangs nicht begreifen konnten, bis uns der Kapitain, der bald wieder bey uns erschien, selbst sagte, der Malthesèr hätte ihm erzehlet, daß barbarische Raubschiffe auf dem Meere herum kreuzten, gegen welche er, sorgfältig auf der Huth zu seyn, Ursache habe.

So sehr mich diese fürchterliche Nachricht von neuen erschreckte, so diente sie mir doch dazu, den Kapitain, in Ansehung seines Vorhabens mit mir, zur Sprache zu bringen.

„Sie

„Sie setzen mich in Erstaunen, Herr Kapitain!

sagte ich,

„es kommt mir ganz unwahrscheinlich vor, daß die barbarischen Kaper sich so weit herein in die europäischen Gewäßer wagen sollten. Wir müßen also über Marseille längst hinweg seyn, und Sie haben Ihr Versprechen, mich dort ans Land zu setzen, schlecht erfüllet. Ich bitte mir hierüber nähern Aufschluß aus.

Ich hatte den Ton gut angegeben: denn der Verräther nahm hier seine Larve auf einmal ab.

„Aufschluß wollen Sie also haben?

antwortete er,

„Gut! Ihr Wille geschehe! aber machen Sie sich auf Muth gefaßt, Ihr Schicksal zu ertragen! ich habe Ihre Empfindlichkeit bisher geschont; ich wollte Ihnen alles nur nach und nach beybringen. Nun aber geben Sie mir die Schuld nicht, wenn Sie nicht die angenehmsten Nachrichten empfangen.

J. Was sind das für Nachrichten? nur heraus damit! ich kann doch keine schlimmeren erfahren, als daß Sie mich hintergangen haben, was ich nun klar einsehe.

R. Sie verkennen ganz meinen Eifer für Ihr Bestes. Aber ich will diesen Undank ertragen. Noch ist der Schein wider mich. Bald aber werden Sie mich besser kennen lernen, und es einsehen, wie gut ich es mit Ihnen gemeinet habe. Nur bitte ich, mich ganz anzuhören.

J. Ich werde Sie nicht unterbrechen.

R. Nun, so kann ich Ihnen denn nicht länger verschweigen, daß Ihr Geliebter nicht mehr am Leben ist. Ihr Schiff ist an den Dänischen Küsten gescheitert, und mit samt der darauf befindlichen Mannschaft untergegangen. Ich wußte es schon, wie ich Sie in mein Schiff aufnahm. Um Sie aber durch diese Nachricht nicht auf einmal nieder zu schlagen, verschwieg ich sie Ihnen, bis Zeit und Umstände Sie beßer darauf gefaßt gemacht haben würden. Meine Fahrt gieng frey-

freylich nicht nach Marseille. Ich seegle vielmehr nach Smyrna, und führe ein Rußisches Handlungsschiff. Warum sollte ich Sie also in Marseille zurücklaßen? Sie würden dort keinen Freund und Niemanden gefunden haben, der sich Ihrer angenommen hätte. Das Glück führte Sie mir zu. Warum hätt' ich es nicht nutzen sollen, mir durch meine Verehrung und Unterstützung Ihrer liebenswürdigen Person Ihre Zärtlichkeit zu erwerben? Jeder an meiner Stelle würde dasselbe gethan haben. Wohlan denn! kommen Sie mit mir nach Asien! meine Liebe zu Ihnen soll Sie vor dem Verlust Ihres Rehdorfs völlig entschuldigen; Reichthum und Vergnügen sollen Ihnen immer zu Gebote stehen, und für alles, was ich für Sie gethan habe, und noch zu thun denke, verlange ich nichts, als Ihr Herz und Ihre Zärtlichkeit zum Lohne. — —

So sehr dieser Antrag die Hinterlist meines Entführers karakterisirte, so durfte ich doch meinem ganzen Unwillen darüber nicht freyen

Lauf

Lauf laßen, weil ich bey ihm izt noch in gefangener Hand war, und mich unter diesem rohen rußischen Volke leicht den gröbsten Mißhandlungen ausgesetzt haben würde, wenn ich nicht gelinde Saiten hätte aufziehen wollen. Die Nachricht von deinem Tode hielt ich zwar sogleich für das, was sie würklich war, nemlich für eine Erdichtung, wodurch der Kapitain nur sein Verfahren mit mir zu rechtfertigen, und mir seine Liebe desto annehmlicher zu machen suchte. Ich stellte mich aber doch, als ob ich sie glaubte, und beschloß, eine bequeme Gelegenheit abzuwarten, wo ich mich von den Verbindlichkeiten gegen ihn loßmachen könnte, bis dahin aber ihn mit leeren Hofnungen aufzuhalten. Ich antwortete ihm also:

„Die Gewißheit von dem unglücklichen Ende meines Geliebten entschuldigt Ihr Verfahren mit mir auf keine Weise. Sie hätten mich sogleich davon benachrichtigen, und mich in dem ersten dem besten europäischen Hafen, deren wir viele vorbey paßirten, absetzen sollen. Ich würde dann schon Mittel gefunden

haben, Ihnen Ihre Kosten zu ersetzen, und in mein Vaterland zurückzureisen. Sie dürfen sich also nicht darüber wundern, wenn ich Ihre vorgegebene Liebe zu mir etwas zu eigennützig finde, und wenn mir der Schmerz über den Tod meines Geliebten nicht verstattet, sogleich eine andre Verbindung einzugehen. Lieben Sie mich würklich so, wie Sie sagen, so habe ich auch das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mir Zeit laßen, und mich mit einem Entschluß nicht übereilen werden, der ohne Ueberlegung von mir nicht gefaßt werden kann.

Meine Antwort schien ihm nicht ganz zu mißfallen. Wahrscheinlich mochte er sich noch härtere Vorwürfe von mir vermuthet haben, und mehr schien er meine Ergebung dem Eindruck von seinem Liebesantrage auf mich, als meiner Klugheit zuzuschreiben.

„Da Sie mir nicht alle Hofnung zur Gegenliebe abschneiden,

versetzte er,

„so laße ich Ihnen mit Vergnügen Zeit zur Ueberlegung. Wir sind ohnedem noch

lange

lange nicht an dem Ort unserer Bestimmung. Doch bitte ich indeß, Ihren Entschluß möglichst zu beschleunigen, und auf die Ungeduld Rücksicht zu nehmen, mit welcher ich dem Besitz Ihrer unaussprechlichen Reize entgegen harre.

Izt verließ er uns, und ich merkte von dieser Minute an, daß wir weit mehr Freyheit und viel weniger Aufseher um uns hatten, als sonst. Wir fanden oft Gelegenheit, mit unserm ehrlichen Matrosen Michau ohne Zeugen zu sprechen. Auch er hatte sich bey dem Kapitain dadurch beliebt zu machen gewußt, daß er die französische Sprache konnte: denn mit diesen Kenntnißen glaubte ihn der Kapitain bey seinen Geschäften zu Smyrna, wo die französische Sprache unter den Europäern am meisten gesprochen wird, gut brauchen zu können.

Da ich überdieß merkte, daß dieser Mann neben seiner Landsmännischen Zuneigung zu mir, auch in meine Elise verliebt war, so baute ich darauf meinen Plan, ihn zum Beförderer unsrer Flucht aus den Händen des Kapitains zu brauchen. Erst stellte ich ihn

verschiedentlich auf die Probe, und nachdem ich mich seiner Ehrlichkeit und Treue hinlänglich versichert hatte, that ich ihm den Vorschlag, daß, wenn er sich und uns aus der Gewalt des Kapitains befreyte, und uns in unser Vaterland folgte, ich sein Glück machen, und ihm Elisen zur Frau geben wollte.

Mit Entzücken nahm er meinen Vorschlag an; nur — sagte er, müßten wir auf eine bequeme Gelegenheit dazu warten, die sich jedoch wahrscheinlich eher nicht zeigen würde, bis wir nach Smyrna gekommen wären. Wir sollten uns nur ganz auf ihn verlaßen, und inzwischen nur dafür sorgen, daß der Kapitain in Rücksicht unserer recht sicher gemacht werde.

In der That half mir auch diese gute Hofnung, eine gewiße Heiterkeit anzunehmen, die dem Kapitain würklich den Gedanken beybrachte, als ob ich mit meinem Schicksale völlig ausgesöhnet sey, und mich nächstens in seine Arme werfen würde. Ich besaß noch die goldene mit Diamanten besetzte Uhr, und den guten Ring — beydes Geschenke von dir. Diesen Schatz hofte ich zu Smyrna

vor=

vortheilhaft zu verkaufen, und von der Losung sowohl dem Kapitain seine auf mich gewendeten Kosten zu ersetzen, als auch so viel übrig zu behalten, um mich davon mit Elisen und Michaun zur Rückfahrt nach Europa auf einem Schiffe zu verdingen.

Unsre Schiffahrt gieng indeß immer so glücklich von statten, daß wir auch nicht einmal einen Sturm auszustehen hatten. Eben so wenig bekamen wir einen barbarischen Seeräuber zu sehen. Hätte mir die Entfernung von dir, und die Ungewißheit meines künftigen Schicksals, worinn ich schwebte, nicht so manche traurige Stunde gemacht, ich würde diese Reise für eine der angenehmsten Perioden meines Lebens ansehen. Die unermeßliche Fläche des Meeres, die vielen zum Theil großen majestätischen Schiffe, die uns begegneten, die reizenden Küsten und Länder, die wir immer vorüber fuhren; der Anblick aller dieser Dinge, bey dem beständigen schönen Wetter und klaren Himmel, machte mir unendliches Vergnügen. Bey den mancherley Vorfällen, welche die Schiffahrt auf einer solchen Reise oft zu begleiten pflegen, will ich

mich nicht aufhalten. Gnug, wir kamen glücklich und wohl zu Smyrna an. Ich betrachtete diesen Ort, als das Ziel meiner bisherigen Leiden, und als den Ort meiner Erlösung, ohne zu ahnden, daß mir in der Folge noch weit größere Drangsale bevorstanden, als ich bisher hatte erdulden müßen.

Auch unser Kapitain schmeichelte sich hier das Ziel seiner Wünsche in Absicht des völligen Besitzes meiner Person und meines Herzens zu finden: denn in Hofnung, daß es mir hier nicht an Gelegenheit mangeln würde, seinen Händen zu entwischen, bat ich ihn nur immer, mir bis zu unsrer Ankunft zu Smyrna mit meinem Entschluß Zeit zu laßen, und versprach ihm, alsdann mein möglichstes zur Erfüllung seiner Wünsche zu thun.

Da wir ans Land gestiegen waren, und der Kapitain das nöthige wegen Ausladung seiner Waaren besorget hatte, begab er sich mit uns und einigen seiner Leute in einem Wagen, den er hierzu herbey holen ließ, nach der Stadt. Hier machte mir der Anblick dieser schönen volkreichen Handelsstadt, und der unermeßlichen Menge Menschen, von so vielen Nationen,

tionen, wieder ungemein viel Vergnügen. Wir kehrten in einem öffentlichen Wirthshause ein, hatten uns aber kaum einige Stunden darinn befunden, so hatte der Kapitain schon eine Wohnung für sich und für uns in dem Hause eines Kaufmanns, das in einer großen Vorstadt stand, gemiethet. Dahin begaben wir uns nun sogleich. Ich und Elise aber, wir bekamen ein besonderes Zimmer, worinn wir alle mögliche Bequemlichkeit fanden.

Hier hatten wir nun weit mehr Freyheit als auf dem Schiffe: denn erstlich konnte der Kapitain nicht immer bey uns bleiben, weil ihn seine Geschäfte nöthigten, oft außer dem Hause zu seyn; und dann hatte er auch auf meine Anhänglichkeit an ihm, die ich ihm so gut vorzuspiegeln wußte, ein so großes Vertrauen gesetzt, daß er sich gar nicht ahnden ließ, als ob wir mit der Entfliehung von ihm umgiengen. Doch merkten wir wohl, daß seine Leute in seiner Abwesenheit scharf auf uns Achtung gaben. Wir hatten also alle nur mögliche Behutsamkeit anzuwenden, wenn wir unsern Plan glücklich ausführen wollten. Zu meinem großen Troste befand sich indeß

unser ehrlicher Michan unter des Kapitains Domestiquen. Gleich den ersten Morgen nach unserer Ankunft, wie der Kapitain ausgegangen war, kam er zu uns, und wiederholte uns sein Versprechen, uns zur Flucht behülflich zu seyn: nur bat er uns, die ersten Tage noch auszuharren, indem er erst die Wohnung des rußischen Konsuls ausfündig machen müße, unter deßen Schutz er uns zu führen gedenke.

Acht Tage vergiengen, und ich wußte mich nun vor den Zudringlichkeiten des Kapitains auf Erfüllung meines Versprechens kaum mehr zu retten. Doch unsre Erlösung nahte nun auch heran, ob sie gleich von einem Vorfalle begleitet war, der uns leicht das Garaus hätte spielen können.

Michan trat nemlich eines Abends zu uns in unser Zimmer, brachte zwey große weiße Schleyer, wie sie im Morgenlande gewöhnlich sind, getragen, und sagte:

„Nun ist die Zeit da. Wenn wir fortwollen; so müßen wir den Augenblick dazu thun. Der Kapitain ist diesen Abend auf einem Schmauße, von welchem er unter etlichen Stunden nicht zurück kom-

kommen kann. Alle seine Leute bis auf mich und den alten Kammerdiener sind ausgegangen, und dieser sitzt izt ganz ruhig bey seiner Abendmahlzeit, wo ich ihn unter dem Vorwande verließ, nach Ihnen zu sehen, ob Sie etwas bedürften. Die Leute im Hause sitzen izt alle bey Tische, und die Thür habe ich schon aufgemacht. Nehmen Sie also hier diese Schleyer um, und folgen Sie mir! ich führe Sie zum Rußischen Konsul, zu deßen Hause ich den Weg schon ausgekundschaftet habe.

Wir säumten keinen Augenblick die Schleyer umzunehmen, und dem Michau zu folgen. Alles, was wir an Wäsche nnd Kleidern vom Kapitain erhalten hatten, und was wir nicht am Leibe trugen, ließen wir zurück. Meine Uhr und meinen Ring aber steckte ich zu mir. Unbemerkt führte uns Michau durchs Haus hindurch. Auf der Gaße nahm er jede von uns an einem Arm, und ohne Gefahr und Aufenthalt waren wir schon durch verschiedene Straßen gegangen. Der Mond leuchtete uns vor, und die Hälfte unsers Wegs hatten wir, wie

wie Michau sagte, zurückgelegt, als plötzlich in der Straße, wo wir uns eben befanden, ein Feuerlärm entstand. Im Augenblick lief eine große Menge Volks zusammen; viele Menschen stürzten aus den Häusern heraus; es entstand ein fürchterliches Schreyen und Lärmen, ob man gleich nicht das mindeste von dem Feuer sah. Wir kamen dabey so ins Gedränge, daß uns Angst und bange wurde. Noch hatten wir uns fest an einander angehalten, um von diesem zuströmenden Volke nicht von einander gerißen zu werden. Aber izt wurden wir von einem hinter uns herstürzenden Trupp alle dreye fast über den Haufen gerennt. Ich wurde von Michau loßgerißen, faßte aber den Augenblick Elisen, und hielt mich an ihr fest. Michau suchte sich wieder an uns anzudrängen, und schob daher einige von der herzustürmenden Menge zurück. In dem Augenblick aber schlug man mit Fäusten und Stöcken so sehr auf den Unglücklichen ein, daß er zu Boden sank. Was weiter aus ihm geworden ist, weis ich nicht: denn uns drängte das Volk so schnell von ihm hinweg, daß wir ihn gar nicht mehr sehen konnten. In dieser Bestürzung nun, und da wir selbst nicht mehr

wuß-

wußten, was wir thun sollten, glaubten wir, uns vor den uns drohenden Mißhandlungen des uns von allen Seiten umschloßen habenden Pöbels nicht beßer retten zu können, als daß wir in ein gleich neben uns offen stehendes Haus hineinschlüpften. —

Hier standen wir nun zitternd und sprachlos, hielten uns fest an einander an, und bebten mit Entsetzen unserm künftigen Schicksale entgegen. Alles war stockfinster um uns her, und auf der Gaße dauerte der Lärm fort. Unentschloßen, was wir in dieser schrecklichen Verlegenheit beginnen sollten, hatten wir gewiß schon eine gute halbe Stunde da in einem Winkel des Hauses gestanden, als auf einmal zwey Mannspersonen in türkischer Tracht mit einer Laterne zur Thür herein stürzten, und sogleich dieselbe hinter sich zuschlugen.

„Grace au Dieu,

sagte der eine,

„que c'étoit tantôt une fausse alarme!

Das Wort des Arztes, womit er dem Kranken Rettung vom Tode ankündiget, kann nicht so erfreulich in deßen Ohren klingen, als mich dieser

dieser französische Ausruf entzückte. Ich hatte nun doch Hofnung, mich wenigstens erklären zu können, da ich das französisch Sprechen mit dem armen Michau ziemlich gut geübt hatte.

Ich rief aus meinem Winkel hervor:

„Sauvés, Monsieur, deux malheureuses, qui se trouvent sans aucun secours!

Alsbald kamen die beyden Türken auf uns zu, und der eine fragte uns auf französisch, wer wir wären, und wie wir hierher gekommen wären?

Ich antwortete ihm mit etlichen Worten in derselben Sprache, wir wären Fremde, hätten diesen Abend zum rußischen Konsul gehen wollen, wären aber, bey dem eben entstandenen Tumulte auf der Gaße, von unserm Gefährten getrennet worden, und hätten uns, um den Mißhandlungen des Pöbels zu entgehen, in dieses Haus retten müßen.

„Das habt Ihr recht gemacht,

versetzte der Türke,

„Ihr

„Ihr seyd hier in dem Hause des Herrn Asmalandi, eines griechischen Kaufmanns. Kommet mit zu seiner Tochter Hialta! sie wird euch mit Vergnügen aufnehmen und beherbergen. Wir sind Bedienten jenes Herrn, und ich bin ein Franzos von Geburt.

Dieser Vorschlag war uns überaus willkommen. Wir folgten unsern Führern eine große Wendeltreppe hinan, von welcher wir auf einen mit vielen Lampen erleuchteten Saal kamen. Hier hießen uns die beyden Türken stehen bleiben. Der eine davon gieng in ein Zimmer hinein, der andere aber klopfte an einer Thür an, und eine junge Mohrensclavin trat heraus. Der Mann sprach auf türkisch mit ihr. Darauf sahe das Mädchen uns mit der Miene der Verwunderung an, und gieng wieder in das Zimmer. Der Bediente aber kam zu uns, und sagte uns, wir würden sogleich zur Hialta gerufen werden; wir sollten ihr nur unsre Schicksale erzehlen; sie rede auch die französische Sprache; sie wäre das schönste und liebreichste Mädchen in Smyrna, und sie würde uns gewiß in Schutz nehmen. —

Noch

Noch hatte er nicht ganz ausgeredet, als die Mohrin schon wieder erschien, und uns winkte, hinein zu kommen. Wir fanden in einem glänzenden Zimmer ein junges Frauenzimmer unverschleyert auf einer Ottomanne sitzen, deßen Schönheit alles hinter sich ließ, was ich bisher in der Art gesehen hatte. Wir warfen uns zu ihren Füßen, und baten um ihren Schutz, deßen wir als unglückliche geraubte Fremde sehr bedürftig wären. Sie ersuchte uns in französischer Sprache, unsre Schleyer wegzunehmen, und da wir das gethan hatten, sagte sie:

„Wenn Ihr so aufrichtig als schön seyd, so verdient Ihr allerdings, daß man Euch zu Hülfe komme. Erzehlet mir Eure Abentheuer!

Ich machte ihr, so gut ich mich im französischen ausdrücken konnte, einen kurzen Abriß von meinen Begebenheiten, und schloß damit, daß ich Willens wäre, mich unter den Schutz des Rußischen Konsuls zu begeben, und ihn zu bitten, daß er uns Gelegenheit verschaffen möchte, mit einem europäischen Schiffe wieder in unser Vaterland zurück zu kehren.

„Das

„Das lezte wollen wir noch überlegen, versetzte hierauf die liebreiche Hialta,

„vorizt danket Gott und eurem guten Geschick, daß ihr in Sicherheit seyd! als Christen und Europäerinnen habt ihr schon Anspruch auf meine und meines Vaters Unterstützung. Wir sind selbst aus Europa, und wir lieben unsre Landsleute. Euer Ansehen und euer Betragen gefällt mir. Laßt es euch nur einige Tage bey mir gefallen, damit wir näher mit einander bekannt werden können! Mein Vater ist izt verreiset. Kommt er wieder nach Hause, so wollen wir überlegen, was für euch am besten zu thun seyn wird.

Ich nahm dieses großmüthige Erbieten mit einer Rührung an, die meine Freudenthränen der edelmüthigen Hialta lebhaft genug schilderten, als daß sie nicht auch davon hätte bewegt werden sollen. Sie ließ uns ein Zimmer gleich neben dem ihrigen anweisen, versorgte uns mit allen Nothwendigkeiten, und gab uns die Mohrin, die ebenfalls ein wenig französisch verstand, zur Bedienung.

Wir schliefen sehr ruhig, und erwachten mit dem Gedanken der wärmsten Dankbarkeit gegen Gott, der uns so wunderbar gerettet, und uns so trostreiche Hofnungen auf die Zukunft gegeben hatte. Kaum waren wir aufgestanden, so ließ uns Hialta zu sich kommen, und wir durften den ganzen Tag nicht wieder von ihr hinweg. Ich muste ihr nun meine Geschichte ausführlich erzehlen, wobey ich denn oft den Wunsch äusserte, daß ich Gelegenheit finden möchte, nach Rußland zu kommen, indem ich nicht daran zweifelte, daß du noch am Leben, und mir treu geblieben seyn würdest. Hialta gab mir den Trost, sie würde vielleicht mit Hülfe ihres Vaters dafür sorgen können, daß ich meinen Wunsch erreichte. Nur der unglückliche Michau gieng mir noch im Kopfe herum. Hialta schickte zwar ihren Bedienten Lamoine, eben den, der mich in diesem Hause zuerst antraf, nach ihm aus. Aber alle seine Nachforschungen liefen fruchtlos ab. Auch habe ich von diesem guten Menschen seitdem nicht das mindeste wieder erfahren können. Vermuthlich ist er in dem damaligen Getümmel erschlagen worden, oder in die Sclaverey gerathen.

Hialta

Hialta fand indeß so viel Geschmack an meinem Umgange und an meiner Unterhaltung, daß sie sich bald keine Minute mehr von mir trennen konnte. Unsre Herzen verbanden sich durch die zärtlichste Freundschaft. Ihr Andenken ist mir auch noch izt so theuer, daß ich mich ihrer Liebe noch immer freue, und täglich für ihr Glück die brünstigsten Wünsche zum Himmel abschicke. Ach! es war eine gute, theilnehmende Seele. Gott belohne ihr doch das, was sie an mir gethan hat, da ich es selbst wohl nie werde im Stande seyn können!

Drey Tage nach meiner Ankunft bey Hialta kam ihr Vater Asmalandi nach Hause. Er war ein überaus höflicher, dienstfertiger und gefälliger Mann. Sobald ihm seine Tochter einige Auskunft von der Ursache unserer Anwesenheit in seinem Hause gegeben hatte, bezeugte er das innigste Mitleid mit uns, und versprach uns, zur Erleichterung unsers Schicksals, alles mögliche beyzutragen, was nur in seinen Kräften stehe.

Er hielt völlig Wort. Denn das erste, was er für uns that, zeichnete schon seine

Großmuth aus. Er gieng nemlich selbst zu unserm Kapitain, den er gut kannte, und mit dem er so gar Handlungsgeschäfte machte, sagte ihm, daß wir uns izt in seinem Hause befänden, und bezahlte ohne mein Wißen die Schuld, die wir durch unsre Reise bey dem Kapitain gemacht hatten. Sie mochte sich auf eine ansehnliche Summe belaufen, ob ich sie gleich nie vom Herrn Asmalandi habe erfahren können. Sodann sagte er mir seine Meinung über meinen Plan, mich unter den Schutz des Rußischen Konsuls zu begeben, indem er mir solches völlig widerrieth.

„Sie würden bey ihm,

setzte er hinzu,

„in noch viel schlimmere Hände fallen, als worinn Sie schon bey Ihrem Kapitain gewesen sind. Er ist der größte Wollüstling, und der härteste, unbiegsamste Mann. Durch seine Vermittelung würden Sie Rußland nie zu sehen bekommen, und ihre Keuschheit würde bey ihm in der größten Gefahr, wo nicht gar völlig verloren seyn. Sie werden vielmehr meiner Tochter und mir

den

den größten Gefallen erweisen, wenn Sie einen Vorschlag von mir annehmen, zu deßen Ausführung ich Ihnen mit Vergnügen behülflich seyn will. Ich werde in Erbschaftsgeschäften bald eine Reise nach Konstantinopel zu thun haben. Dahin soll mich nun meine Tochter begleiten, weil sie diese weltberühmte Stadt zu sehen wünscht. Wollen Sie nun mit uns Gesellschaft machen, so können Sie bey dieser Gelegenheit sicher nach Europa kommen: denn von dort aus kann ich Sie auf einem Rußischen Handlungsschiffe, dergleichen immer mehrere vorhanden sind, unter Begleitung eines Bedienten, nach der Crimm übersenden, worauf Sie denn zu Lande mit Bequemlichkeit nach Moskau reisen können. Für alle Reisekosten stehe ich übrigens. —

So annehmungswerth dieser Vorschlag war, so machte mir doch der Umstand unendlich viele Sorge, daß ich vielleicht nie in den Stand kommen würde, diesem edelmüthigen Manne, die vielen Kosten, die er auf mich gewendet hatte und noch wenden wollte, wieder zu er-

setzen. Ich entdeckte ihm einst meinen Kummer darüber, bekam aber einen derben Verweiß deswegen von ihm, indem er mich zugleich versicherte, daß, wenn ich auch niemals in den Stand käme, ihm seine Kosten zu vergüten, er sich doch seine Verwendung für mich niemals würde reuen laßen.

Ich ließ mir also gefallen, was mein Schicksal über mich beschloßen hatte, und erwartete an Hialtens Seite in Ruhe die Zeit unsrer Abreise. Doch sie verzog sich noch länger, als über ein Jahr hinaus. Da sie endlich erschien, übergab Herr Asmalandi seine Handlung in Smyrna der Verwaltung einiger seiner Factoren, und bestieg mit Hialten und mit mir und Elisen ein türkisches Schiff, das uns nach einer glücklichen Fahrt nach Konstantinopel brachte. Hier bezogen wir das Haus eines unlängst verstorbenen griechischen Kaufmanns, der Asmalandis Oheim gewesen war, und deßen Verlaßenschaft durch Erbgangsrecht auf ihn fiel. Der Verstorbene hatte eine sehr ausgebreitete Handlung geführet; seine Geschäfte aber waren durch seine lange Krankheit in solche Unordnung gerathen,

daß

daß Herr Asmalandi ungemein viel zu thun damit fand. Unter einem Jahre konnte er an keine Zurückreise denken, und so lange bat er auch mich, bey Hialten, die sich so an mich gewöhnet hatte, daß sie ohne mich gar nicht leben zu können glaubte, auszuhalten. Ich konnte ihm und ihr diese Bitte wieder nicht abschlagen: denn theils würde ich durch meine Verweigerung derselben eine große Undankbarkeit gegen seine Wohlthaten begangen haben, theils feßelte mich auch eine so starke persönliche Zuneigung zu Hialten, daß ich selbst an meine Trennung von ihr ohne Schmerzen nicht denken konnte. Indeßen verschafte mir Herr Asmalandi verschiedenemal Gelegenheit, Briefe nach Deutschland und nach Rußland zu senden. Ich muß aber fürchten, daß solche demnach nicht an Ort und Stelle gekommen sind, weil du doch nie einige Nachricht von mir bekommen hast. In dem einen an dich, welchen ich aber, da ich den Namen von deines Vaters Guthe nicht mehr wußte, gerade nach Reval richtete, meldete ich dir sogar, daß ich meine Rückreise über Moskau machen würde, und ersuchte dich, mich von dort abzuholen. Ich weiß nicht, welche ge-

 heime

heime Ahndung mich nach einer so langen Zeit noch immer hoffen ließ, daß du, meiner langen Entfernung ungeachtet, mir doch immer treu geblieben seyn würdest.

Nunmehr endlich nach beynahe drey Jahren seit meiner Trennung von dir, erschien die Zeit, wo Herr Asmalandi wieder nach Smyrna zurückreisen konnte. Er machte also auch Anstalt zu meiner Abreise, und verdung mich auf ein Rußisches Handlungsschiff, das seegelfertig im Hafen lag, und eben nach der Krimm abgehen wollte. Mit blutendem Herzen trennte ich mich zwar von Sialten, und Ströme von Thränen floßen bey unserm Scheiden. Sie begleitete uns selbst nebst ihrem Vater bis an den Hafen, und sah' uns an Bord steigen. Es war mir, als ob ich in den Tod gehen sollte. Doch die Vorstellung von der Nothwendigkeit unsrer Trennung, und die reizende Hofnung, bald in Rußland anzukommen, tröstete mich wieder ein wenig. Ich suchte mein Schicksal zu ertragen, und ahndete nicht, daß mir ein noch viel härteres bevorstand.

Wir alle wußten in Konstantinopel noch nichts davon, daß zwischen dem türkischen

Hofe

Hofe und dem Rußischen schon so große Feindseligkeiten herrschten. Da öffentlich noch keine Kriegserklärung geschehen war, so fürchtete noch niemand einige Gefahr für die rußischen Schiffe. Gleichwohl hatte der türkische Hof schon heimlich Erlaubniß gegeben, die rußischen Schiffe auf dem schwarzen Meere, als gute Prisen wegzunehmen. Wie sehr erschracken wir also, da uns auf diesem Meere, beym heitersten Frohsinn über unsere sonst glückliche Schiffahrt, zwey große türkische Schiffe begegneten, die uns bey ihrer Annäherung das Zeichen gaben, uns ihnen zu Gefangenen zu ergeben. An Widerstand war hier gar nicht zu denken: denn unser Schiff führte nur wenig bewaffnete Mannschaft, und konnte sich mit den beyden türkischen auf keine Weise messen. Unser Kapitain suchte also die Flucht, weil er glaubte, daß sein Schiff leichter seegele als die beyden Türkischen. Aber kaum mochten das die Türken gewahr worden seyn, so schossen sie mit Kanonen auf uns.

Mein Schrecken und meine Angst waren ganz unbeschreiblich, wie ich den schrecklichen Donner der Kanonen hörte, der unser Schiff

zerschmetterte, und unsre Leute zu Boden streckte. Ich fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Aus der leztern erwachte ich eher nicht, als bis schon viele Türken mit blosen Säbeln um mich und Elisen herum standen, und uns entweder Tod oder Gefangenschaft ankündigten.

Sogleich darauf wurden wir nebst unserm ganzen Schiffsvolke auf das eine türkische Schiff gebracht, und dem Befehlshaber vorgestellet. Hamid Pascha, so hieß dieser Muselmann, war ein junger schöner Mann von etlichen und dreyßig Jahren. Aber bey all seinem schönen Ansehen hatte er doch eine so wilde und rauhe Miene, die eben nicht geschickt war, uns Muth einzuflößen. Er sah' uns lange mit starren tödtenden Blicken an. Doch ich faßte mir ein Herz, sank vor ihm auf meine Knie, und sagte in türkischer Sprache, die ich bey Hialten und bey meinem Aufenthalte in Konstantinopel gelernet hatte:

„Erbarmen Sie sich unsrer, großer Muselmann, und geben Sie uns die Freyheit! wir sind keine Russen, sondern Teutsche, die lange durch grausame Schick-

Schicksale von ihrem Vaterlande getrennt, dahin zurück reisen wollten.

Meine Erklärung, und der Umstand, daß ich die türkische Sprache redete, schien ihn ganz in Erstaunen zu setzen.

„Hütet euch!

sagte er mit rauher Stimme,

„daß ihr mich nicht mit Unwahrheit hintergehet! wenn ihr eine Teutsche wäret, wie könntet ihr unsre Sprache reden? Ihr habt wohl aus dem Reiche entfliehen wollen, und seyd zu unsern Feinden übergegangen.

„Nein! ich als eine Fremde lebte seit zwey Jahren im Morgenlande,

versetzte ich,

„wenn Sie mich anhören wollen, so kann ich Ihnen alles erzehlen.

„Dazu hab' ich izt nicht Zeit. Ihr seyd meine Gefangenen, ihr möget seyn, wer ihr wollet!

Mit diesen Worten kehrte sich der strenge Gebieter um, und gieng weg; einige Türken aber

aber führten uns in eine Cajüte, wo wir allein eingesperret, und scharf bewacht wurden. Alle unsre Gefährten hingegen wurden mit Fesseln belegt, und in den Schiffsraum gebracht.

Unsre Wächter begegneten uns zwar ganz ehrerbietig; doch ließen sie nur wenig mit sich reden. So viel bracht' ich jedoch von ihnen heraus, daß die Fahrt wieder nach Konstantinopel gienge, und diese Nachricht gab mir auch wieder einigen Trost in meinem traurigen Schicksal: denn ich hofte dort, Herrn Asmalandi noch zu finden, und wenn ich ihm nur Nachricht von meinem Unglück geben könnte, meine Ranzion durch ihn bewürken zu laßen.

In drey Tagen liefen wir wieder im Hafen zu Konstantinopel ein. Wir bekamen aber unsern Befehlshaber diese ganze Zeit über mit keinem Auge zu sehen. Sobald das Schiff vor Anker gelegt war, setzte man uns unter Begleitung von vier Türken in eine Schaluppe, und brachte uns ans Land. Hierauf wurden wir in einem kleinen bedeckten Wagen verschleyert nach der Stadt, und in Hamids Haus gefahren, wo man uns denn in ein Zimmer einsperrte, und uns eine alte Türkin zur Aufwartung gab.

Wir

Wir wurden bald gewahr, daß wir uns in Hamids Serail befanden: denn in den Zimmern um uns herum wohnten mehrere Frauenzimmer, von welchen uns unsre Aufwärterin sagte, daß es die Weiber ihres Herrn wären. Daß ich mich in der äußersten Bestürzung und Unruhe befand, darf ich dir, lieber Rehdorf, wohl nicht erst sagen. Ich wußte wohl, daß aus der Hölle eher Erlösung zu hoffen war, als aus dem Serail eines türkischen Bassen, und dieß brachte mich ganz zur Verzweiflung. Nur der einzige Trost blieb mir übrig, daß ich den Hamid Pascha durch eine große Summe Geldes, die ich ihm unter Asmalandis Vermittlung anzubiethen gedachte, vielleicht zu meiner Ranzion zu bewegen hofte.

Wir musten es uns zur großen Ehre schätzen, daß er uns den Tag nach unsrer Ankunft selbst besuchte. Er begegnete uns mit vieler Artigkeit und Leutseligkeit, und gab mir die Erlaubniß, ihm meine Geschichte zu erzehlen, wobey er würklich an meinen Unglücksfällen viel Theilnahme bezeigte. Da ich aber am Ende meiner Erzehlung die Bitte anbrachte, mich gegen eine gewiße Summe Geldes, die

mein

mein Freund Asmalandi vorschießen würde, auf freyen Fuß zu laßen, so schien dieß Erbieten zwar anfänglich seine Aufmerksamkeit zu erregen. Allein nach einem kurzen Besinnen antwortete er mir:

„Ihr seyd beyde eine zu schöne Beute, als daß ich Sie sobald wieder fahren lassen sollte. Laßt es euch nur izt noch in meinem Hause gefallen, und schenkt mir in der Folge eure Gewogenheit! dann werdet Ihr an mir einen Freund finden, wie Ihr noch keinen gehabt habt. Ich gehe izt wieder zur See. Bey meiner Zurückkunft werde ich vernehmen, ob euch an meiner Freundschaft etwas gelegen ist. Ich habe indeß Befehl gegeben, daß ihr an nichts Mangel leiden sollet, und daß man euch mit derjenigen Achtung begegne, die ich selbst für euch habe. —

Was sollt' ich nun bey diesem seinem so höflichen Betragen thun? — ich begann zwar eine sehr demüthige Gegenvorstellung, aber der artige Türke hörte mich weiter gar nicht an, sondern entfernte sich schnell aus unserm

Zim-

Zimmer. Den Sinn seiner Rede verstand ich nur allzugut. Da er mir aber zu meinem Entschluß Zeit genug ließ, und ich wohl wußte, daß die vornehmen und gebildeten Muselmänner die Gunstbezeugungen der Weiber nie mit Gewalt zu erlangen suchen, so glaubte ich, mich auch künftig gegen seine Anträge mit hinlänglicher Standhaftigkeit wafnen zu können, und ergab mich also einstweilen in mein Schicksal, so gut ich konnte.

Indeßen erfuhr ich doch bald darauf von meiner Aufwärterin, daß Hamid Pascha sich vor seiner Abreise gleichwohl noch nach Herrn Asmalandi erkundiget hätte, und daß er überhaupt, wie die meisten Türken, das Geld sehr liebe. Mein Freund aber war mit Hialten schon abgereiset, und Hamid Pascha hatte in See gehen müßen, ehe er Herrn Asmalandis Correspondenten zu Konstantinopel hatte auskundschaften können.

Die Abwesenheit unsers Gebieters dauerte über ein halbes Jahr. Während dieser Zeit wurde ich nun mit verschiedenen seiner Weiber, deren sechzehen waren, genau bekannt: denn er hatte es ausdrücklich befohlen, uns zu erlau-

lauben, daß wir mit ihnen umgehen durften. Mehrere darunter waren schon in die Geheimniße des Harems eingeweihet, es waren ihrer aber auch vorhanden, welche sich dem Hamid noch nicht ergeben hatten. Unter den leztern befand sich besonders eine Armenierin, mit Namen Heraklia, die kaum sechzehen Jahr alt, und überaus schön war. Mit dieser richtete ich die innigste Freundschaft auf. Sie machte mir besonders von dem Karakter des Hamid einen genauen Begriff, und sagte mir, er wäre überaus geizig, und pflege diejenigen Frauenzimmer, die sich ihm nach vielem Zureden dennoch nicht ergäben, am Ende zu verkaufen. Doch wäre er auch so edelmüthig, dafür mit zu sorgen, daß die, welche er verkaufe, an gute Herren kämen. Diese Nachricht erschreckte mich damals sehr: denn ich muste allerdings in noch schlimmere Hände zu fallen fürchten. Wie ich aber nun sehe, hat die Vorsehung eben durch diesen Karakter unsers Gebieters auf unsre Befreyung gewürket.

Indeßen wurde mir von einigen ältern Frauenzimmern des Serails scharf zugesetzet, mich den Absichten unsers Gebieters zu unterwerfen,

werfen. Besonders schmeichelten sie mir mit der Gewißheit eines sehr glücklichen und zufriedenen Lebens, und mit der Hofnung, daß ich mich vielleicht gar bis zur Favoritin des Hamid empor schwingen könnte, und dann mit Ehre und Reichthum von ihm überhäuft werden würde. Hätten aber diese guten Damen, die in den Grundsätzen des Morgenlandes erzogen waren, und von der Glückseligkeit der europäischen Freyheit keinen Begriff hatten, einsehen können, wie wenig Reiz die glänzenden Aussichten, womit sie mir schmeichelten, für mich hatten, sie würden es vielleicht auch wie meine Heraklia gemacht haben, die mich vielmehr zur Standhaftigkeit in meinem Entschluß, die Liebe des Hamid zu verwerfen, aufmunterte, und mir dagegen durch Hülfe eines vertrauten Verschnittenen, der ihr sehr ergeben war, Hofnung machte, mir einen Brief an Herrn Asmalandi nach Smyrna zu befördern, von welchem ich dann meine Ranzion gewiß hätte erwarten können.

Doch ehe wir es so weit bringen konnten; nahm unser Schicksal plötzlich eine andere Wendung. Hamid Pascha kam äußerst mißvergnügt von seiner Schiffahrt nach Hause.

Die Türkische Flotte war von den Russen verschiedenemal übel zugerichtet worden. Er hatte keine Beute und keine Gefangenen machen können. Ja er hatte vielmehr selbst bey jener Niederlage viel eingebüßt. Seinen Mißmuth darüber suchte er nun in seinem Serail zu zerstreuen. Er that mir selbst verschiedenemal die dringendsten Liebesanträge. Da ich sie aber alle standhaft verwarf, und Elise ein gleiches that, so verkaufte er uns beyde für eine große Summe Piasters an den Ali Murat, der sich damals eben in Konstantinopel befand, und das Kommando über einen Trupp Janitscharen erhielt, die zur Vertheidigung der Vestung Oczakov bestimmt waren. Unsre Heraklia aber, die zu den Geheimnißen seines Harems ebenfalls keine Lust hatte, kaufte ein andrer vornehmer Janitscharen-Offizier, der mit unter Ali Murats Kommando stand. Wir wurden zugleich zu Schiffe gebracht, und auf diesem in eine Cajüte zusammen gesperret.

Mir war diese Veränderung meines Schicksals überaus angenehm: denn ich schmeichelte mir nun mit der gewißen Hofnung, daß die tapfern Russen die Stadt bald erobern würden, wodurch mir dann meine Freyheit auf

alle

alle Fälle gesichert war. Diese Hofnung nun, woran auch Heraklia Theil nahm, machte uns auf der ganzen Reise überaus heiter und vergnügt. Unsere izigen Gebieter sahen das für ein gutes Zeichen für ihre Absichten mit uns an, und schmeichelten sich mit unsrer baldigen Ergebung. Wir verbanden uns aber alle dreye aufs festeste zum Gegentheil, und versprachen uns, nach Uebergang der Vestung einander aufzusuchen, und uns zusammen nach Moskau zu begeben, wo Heraklia Armenische Kaufleute zu finden, und bey ihnen Unterstützung zu erhalten hofte.

Sobald wir hier in Oczakov gelandet hatten, wurden wir getrennt. Ali Murat ließ mich und Elisen hieher in sein Quartier bringen. Heraklia aber folgte ihrem neuen Gebieter, der Ibrahim Sadi hieß, und ein Freund von Ali Murat war. In unserm Zimmer fanden wir noch vier andere Frauenzimmer unsers Gebieters, die er schon zum voraus nach Oczakov geschickt hatte. Wir bekamen einige gemeinschaftliche Zimmer, und die alte gute Agathe, die mit jenen vier Damen aus Konstantinopel gereiset war, nebst noch einer asiatischen Sclavin, zur Bedienung.

Hier erfuhr ich erst von unserm Gebieter selbst, daß er ein teutscher Renegat war. Doch machte mir diese Entdeckung nichts weniger, als Vergnügen, weil ich schon wußte, daß die Renegaten weit strenger gegen ihre Frauenzimmer sind, und ihre Liebe mehr durch Zwangsmittel zu erlangen suchen, als die gebornen Türken. Indeßen waren meine Besorgniße auch hier ohne Grund. Es ist wahr, daß er mir oft die gewöhnlichen Anträge that, die ich nie anzunehmen beschloßen hatte. Da ich ihn aber immer zur Geduld verwieß, so hat er auch noch nie die Grenzen der Ehrerbietung gegen mich überschritten. Ich hatte ihm bey Erzehlung meiner Geschichte meinen Geburtsnamen genannt. Er glaubte also würklich, wie er dich als Gefangenen mit gebracht hatte, daß du mein Bruder wärest. Ich selbst ahndete dieß, ob es gleich der Lobensteine noch genug in Teutschland giebt, und ich trachtete stark darnach, dich zu sehen und zu sprechen. Da aber mein Gebieter nicht selbst darauf fiel, so traute ich mich auch nicht, ihm dieß mein Verlangen merken zu laßen.

Inzwischen brachte ich Agathen durch das Versprechen, sie zu mir zu nehmen, und sie zeitlebens zu versorgen, wenn wir so glücklich

seyn

seyn sollten, von den Russen befreyet zu werden, völlig auf meine Seite, und durch ihre Vermittelung sah ich denn dich, mein Geliebter, selbst so ganz unverhoft. O, möchten doch nun unsre Leiden bald vollends vorüber gehen! sollt' aber doch unser hartes Schicksal es über uns verhängt haben, daß ich in dieser traurigen Gefangenschaft noch länger sollte schmachten müßen, so bitte ich dich inständigst, doch wenigstens dafür zu sorgen, daß ich von Ali Murat loßgekauft werde. Denn da wir uns nach seinen Absichten mit uns niemals bequemen werden, so zweifle ich nicht daran, daß er uns gegen das Geld, das er an uns gewendet hat, gern wieder loß geben wird. —

Hier hatte Julie ihre Geschichte geendiget. Rehdorf war indes von seiner Wunde völlig wieder hergestellet worden, und nur der besondern Güte des Ali Murats hatte er es zu danken, daß er nicht mit andern Gefangenen nach Konstantinopel geschickt wurde, sondern bis zum Ende der Belagerung in Oczakov zu bleiben Erlaubniß erhielt.

Ein ganzer Monat verstrich noch, ehe das Schicksal der Stadt entschieden wurde. Während der Zeit genoß Rehdorf zwar in Murats

Quartier viele Freyheit. Ja, er durfte sogar bisweilen unter Begleitung einer Wache ausgehen, und seine mitgefangenen Landesleute besuchen. Dahin aber konnte es Agathe nicht wieder bringen, daß er seine Julie noch einmal wieder sah. Ali Murats Leute waren beständig bey der Hand, und schienen ihre Wachsamkeit um so mehr zu verdoppeln, jemehr Agathe sich Mühe gab, solche einzuschläfern.

Indeßen merkte Rehdorf wohl an dem ängstlichen und unruhigen Betragen der Türken, daß die Vestung in lezten Zügen lag, und würklich erschien nun die große Katastrophe, die ihr Schicksal entschied.

Eines Tages früh gegen zehn Uhr hörte Rehdorf, wie er sich eben zum Ausgehen angezogen hatte, ein ganz ungewöhnlich starkes Schießen mit Kanonen von fern, und mit dem kleinen Gewehr, in der Nähe seines Quartiers. Auf den Gaßen erscholl zugleich das Geräusch von vielen gegen einander laufenden Menschen, mit großem Geschrey und öftern Zurufen der Menge vermischt. Er ahndete schon, was vorgieng. Da er aber aus seinem Zimmer nicht auf die Gaße sehen konnte, so eilte er zur Thür hinaus, und ein türkischer

Sol=

Soldat stürzte ihm mit Angst und Zittern entgegen, der ihm verkündigte, daß die Russen die Vestung bestürmten, und schon das eine Thor gesprengt hätten. Das ganze Haus war voller Janitscharen, die niemanden heraus ließen, und mit dem Gewehr in der Hand den Feind erwarteten. Ali Murat aber war auf seinem Posten, und in vollem Kampfe mit den Russen begriffen.

Rehdorf stellte sich sehr bestürzt über diese Nachricht, ob ihm gleich der Vorfall aus voller Seele entzückte. Er nahm eine Flinte zur Hand, und erbot sich nebst etlichen Mann Soldaten, das Serail zu bewachen. Mittlerweile wurde das Getümmel immer heftiger, und das Schießen kam immer näher. Ein Haufen flüchtiger Türken nach dem andern stürzte die Gaße herauf, und Schaaren von sie verfolgenden Russen und Kosacken mordeten und raubten, was ihnen vor die Hände kam. Izt drangen sie in die Häuser, und ließen über die Klinge springen, was sich ihnen widersetzte. Plötzlich hörte nun Rehdorf die Türken unten aus Ali Murats Hause heraus feuern, aber sie hatten kaum zwey Salven gegeben, so drangen die Russen herein, die

in einem Augenblick das Haus überschwemten und alles niedermachten, was sie vorfanden. Izt fragte Rehdorf die beyden Türken, die vor dem Serail Wache standen, ob sie sich ergeben, oder sich von den Russen niedersäbeln laßen wollten? Sie baten um Pardon; Rehdorf aber nahm ihnen die Waffen ab, und legte sie dem rußischen Offizier, der eben mit einem Trupp Kosacken zum Saale herein drang, mit den Worten zu Füßen:

„Schonen Sie, Herr Kamerad, das Leben dieser beyden Männer, die sich ihren Siegern unterwerfen! und kommen Sie mit mir in diese Zimmer! ich will Ihnen das Serail des Ali Murats überliefern.

Der rußische Offizier ließ die beyden Türken sogleich binden, und stellte seine Kosacken zur Wache auf den Vorsaal, damit nicht mehrere herein dringen konnten. Sobald sie nur in das erste Zimmer traten, fanden sie alle Frauenzimmer versammlet, aber in der größten Bestürzung, und viele in Ohnmacht da liegen. Rehdorf stellte dem rußischen Offizier Julien und Elisen nebst Agathen vor, erzehlte ihm kürzlich seine Verhältniße mit ihnen, und bat, sie besonders bewachen zu laßen, die übrigen

Wei=

Weiber aber, aus Liebe zu seinem Wohlthäter, dem Ali Murat, vor allen Gewaltthätigkeiten der gemeinen Russen zu schützen. Alles dieß geschah den Augenblick. Ein vernünftiger Unteroffizier bekam die Aussicht über das Serail, und Rehdorf nebst den rußischen Offizieren blieben so lange zugegen, bis der Sturm vollends vorüber, und die Stadt völlig erobert war. Dann giengen sie zum Feldmarschall, der Rehdorfen schon gut kannte, und seine ganze Geschichte wußte. Rehdorf bat nicht nur um Erlaubniß, seine Geliebte nebst Elisen und Agathen zu sich nehmen zu dürfen, sondern auch um eine gelinde Behandlung des Ali Murat, welcher sich mit unter den Gefangenen befand. Der Fürst gestand ihm beydes zu, und Rehdorf hatte nun endlich das Vergnügen, in der Wiedervereinigung mit seiner Julie, alle seine Wünsche erfüllet zu sehen. Sobald er sich ein Quartier ausgemacht, und alle seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, besuchte er auch seinen Retter, den Ali Murat, und gab ihm selbst Nachricht davon, daß er in Julien seine verlorne Braut wieder gefunden habe. Der edeldenkende Renegat nahm den wärmsten An-

theil an seiner Freude darüber, und ersuchte Rehdorfen nur noch darum, ihm bey dem Feldmarschall noch die Gnade auszuwürken, daß seine Weiber während der Gefangenschaft gut behandelt werden möchten, bis er solche durch eine Summe Geldes ranzioniren könnte. Auf Rehdorfs Vorbitte wurde ihm denn auch dieses Ansuchen von dem Fürsten Potemkin gewährt.

So bald dieß alles in Ordnung gebracht war, suchte Rehdorf auch Heraklien, die Freundin Juliens, im Serail des Hamids ausfindig zu machen. Er fand sie unter den gefangenen Weibern der türkischen Großen, ohne alle Hülfe und Unterstüzung: denn ihr Gebieter war bey dem Sturm mit ums Leben gekommen, und da sich niemand ihrer angenommen hatte, so war ihre Gefangenschaft vielen harten Begegnungen ausgesetzt. Rehdorf erbot sich zu einer gewißen Summe Geldes zu ihrer Ranzion. Der Feldmarschall aber war so gnädig, ihm solche zum Geschenke zu überlaßen. Heraklia folgte also Rehdorfen mit Entzücken zu seiner Julie, und sie nahm ihre Bitte, mit ihr nach Liefland zu gehen, und ihr Vaterland zu verlaßen, mit desto grössern Vergnügen an, da sie ohnedem ihre Herkunft

kunft und ihre Eltern nicht kannte, sondern in ihrer Kindheit von türkischen Räubern aus Armenien entführet worden war.

Nur noch eine kurze Zeit verblieb Rehdorf in Oczakov. Dann nahm er von der Armee, bey welcher er ehedem nur als Volontair gedient hatte, seinen Abschied, und trat mit seinen vier Frauenzimmern die Reise nach Liefland über Moskau an. Die Freude seiner Eltern über seine glückliche Ankunft bey ihnen, war um so größer, da sie von dem Schicksal ihres Sohnes seit seiner Gefangenschaft gar keine Nachricht hatten, und sie nicht anders glaubten, als daß er mit nach Konstantinopel gebracht worden sey, und dort vielleicht unter der härtesten Sclaverey seufze. Ohne weitern Anstand wurde nun auch seine Verbindung mit Julien vollzogen. Herakliens Schönheit und Herzensgüte aber erwarb ihr bald viele Bewunderer. Sie trat auch würklich ein halb Jahr nach ihrer Ankunft in Liefland zur christlichen Religion über, und wählte unter ihren Liebhabern einen jungen Liefländer zum Gemahl, der ein ansehnliches Vermögen besaß, und sie durch seine Verbindung mit ihr sehr glücklich machte.

Daß

Daß übrigens Juliens Eltern und Bruder, die insgesamt noch lebten, und welchen wir die Mittheilung dieser interessanten Geschichte zu danken haben, von allen diesen Vorfällen ausführliche Nachricht bekamen, und sich über die endliche Glückseligkeit ihrer Julie von ganzer Seele freuten; daß auch Herr Asmalandi und seine liebenswürdige Hialta davon in Briefen unterrichtet wurden, und Rehdorf dem erstern alles wieder bezahlte, was er für Julien aufgewendet hatte; alles das haben wir nur ganz kurz berühret, um zum Schluß dieser Geschichte zu eilen. Doch müßen wir des ehrlichen todtgeglaubten Michaus noch gedenken, der sich nach etlichen Jahren ebenfalls wieder fand, und nach mancherley Abentheuern in seiner Vaterstadt Hamburg wieder eintraf. Dort kam er von ungefehr mit Liefländischen Kaufleuten auf einem Kaffeehause zusammen, erfuhr von diesen Juliens und Elisens Schicksal, und eilte dann nach Liefland, wo er denn leztere auch noch frey, und das Versprechen der Frau von Rehdorf, sie ihm zur Ehe zu geben, bald erfüllet sah.

XI.

Die weibliche Rache.

Eine

altteutsche Erzehlung.

Von jeher artete regellose Leidenschaft, wenn sie unbefriedigt blieb, in Rachsucht aus. Schreckliche Beyspiele davon liefert uns die Geschichte der Vorzeit Am meisten aber trift der Vorwurf dieser, der Menschheit so unwürdigen, Ereigniße das andere, und sonst sanftere Geschlecht Wenn die Naturkundiger mit der Behauptung, daß ihre Begierden heftiger sind, als die unsrigen, Recht haben, so scheinet der höhere Grad ihres Hanges zur Sinnlichkeit auch ihren Verdruß über das Mißlingen ihrer leidenschaftlichen Versuche, und ihren Durst nach Rache noch höher zu spannen, als solcher, im gleichen Falle, in der Seele eines Mannes reifen kann.

Ein alter Herzog von Burgund, Clodowich mit Namen, hatte den Ruhm eines rechtschaffnen Mannes vor sich. Sin sanfter, edler, nachgebender Karakter machte ihn bey seinem

Volke

Volke so beliebt, als der Zauber seiner männlichen, mit dem liebreichsten Betragen gegen Jedermann verbundenen, Außenseite Aller Herzen an sich riß. Er vermählte sich mit Mathilden, einer fränkischen Prinzeßin, von hohen körperlichen Reizen, aber vom heftigen wollüstigen Temperamente. Da er sie um ihrer Reize willen liebte, und sie ihre Fehler auf das feinste vor ihm zu verbergen wußte, so suchte er sich ihr auch in allen ihren Wünschen gefällig zu erweisen.

Eben so schien sie sich auch gegen ihn zu betragen, und dem Ansehen nach waren sie das glücklichste und zufriedenste Fürstenpaar.

Nun befand sich in den Diensten des Herzogs ein junger Edelmann, Bernhard von Rheinau mit Namen, welchen die Natur mit den seltensten Vollkommenheiten der Seele und des Körpers gezieret hatte. Der Herzog hatte ihn selbst an seinem Hofe erziehen laßen. Jedermann liebte ihn, und schätzte seine vortreflichen Eigenschaften. Am meisten aber zeichnete ihn der Herzog selbst durch seine vorzügliche Gnade aus. Da er seine Tugenden und seine Treue gegen ihn kannte, so würdigte er

ihn

ihn seines unumschränkten Vertrauens, und seines täglichen Umgangs.

Die Herzogin hingegen, nicht zufrieden mit der Liebe ihres Gemahls, und mit der ausgezeichneten Ehrfurcht, die ihr von ihm widerfuhr, warf ihre nach mehreren Genuß schmachtenden Augen bald auf diesen liebenswürdigen Jüngling. Sie fand ihn so geschickt zur Befriedigung ihres lüsternen Geschmacks, daß sie ihrer Leidenschaft für ihn völlig den Zügel schießen ließ. Kein Mittel, ihn von ihrer feurigen Neigung zu ihm zu unterrichten, blieb unversucht. Mit den zärtlichsten sehnsuchtsvollsten Blicken begleitete sie ihn überall, und wenn sie mit ihm sprach, so entquollen die wärmsten Seufzer ihrem wallenden Busen.

Rheinau aber bemerkte zwar ihre Leidenschaft bald; aber er hatte noch viel Vorurtheil für ihre Tugend, und vermöge seiner eignen tugendhaften Gesinnungen hielt er sie noch keines Verbrechens für fähig. Er konnte sich nicht vorstellen, daß eine Dame, die so wenig Ursache hatte, mit ihrem Schicksal in der Liebe unzufrieden zu seyn, ihre Empfindungen für einen andern Gegenstand noch weiter sollte

treiben können. Um deswillen stellte er sich denn auch ganz blind gegen ihre geheimen Erklärungen.

Allein er irrte sich. Mathilde beschloß, ihm ihre Liebe deutlicher zu eröfnen, und im Taumel ihrer Begierden vergaß sie, daß sie ein Frauenzimmer war, das sich nur erobern laßen durfte, und eine Prinzeßin, die nur Ehrfurcht von ihren Untergebenen fordern konnte.

Als der Herzog einst ausgeritten war, und Rheinau allein sich in deßen Zimmer befand, um einige Depeschen abzufertigen, überraschte sie ihn hier, und winkte ihm in der Thür, heraus zu ihr zu kommen. Rheinau vermuthete, daß sie ihm irgend etwas auftragen wollte, und gehorchte also ihrem Befehl. Wie sie ihn hatte, hieng sie sich ihm am Arm, und ersuchte ihn, mit ihr auf der Gallerie spazieren zu gehen. Rheinau konnte es ihr nicht abschlagen. Er bequemte sich also nach ihrem Willen, und wurde bald von ihr in ein Gespräch über die Liebe verwickelt.

Nachdem sie ihm manches darüber vorgeplaudert hatte, verfiel sie auf die Frage, wie

er doch als ein so junger, reizender, gefühlvoller Mann so viele schöne Frauenzimmer am Hofe täglich vor sich sehen könne, ohne nur in eine einzige davon verliebt zu werden? — sie sah' ihm scharf ins Auge, und ließ ihm Zeit zur Antwort. Aber Rheinau, der wohl merkte, wo sie hinaus wollte, beschloß, sie auf einmal in ihre Verhältniße zurück zu weisen. Er antwortete also:

„ich glaube nicht, daß ich noch auf ein Frauenzimmer am Hofe Eindruck gemacht habe, und wenn es auch wäre, so kenne ich doch meine geringen Verdienste zu gut. Jede Dame von Stande, die sich so weit herablaßen würde, mich mit günstigen Augen zu betrachten, würde bloß auf meine Hochachtung rechnen dürfen. Ihre Liebe würde ich mit lächelnder Miene zurück weisen, und sie an ihre Verhältniße zu erinnern, mir die Freyheit nehmen.

So wenig diese Antwort dem Wunsche der Herzogin entsprach, so mißfiel sie ihr doch auch darum nicht ganz, weil sie nichts von jener, sonst jungen Leuten so eigenen Eitelkeit bemerken ließ; sie versetzte also darauf:

„Ihr setzt gar zu wenig Vertrauen in Eure Verdienste, lieber Rheinau! Eure Demuth geht zu weit. Denn gewiß jede Dame am Hofe würde sich bey einem Liebhaber von Eurer Art sehr glücklich schätzen. Ihr dürft nur den Versuch machen. Man wird Euch den Sieg erleichtern.

Der gute Jüngling schlug die Augen nieder, und wagte es nicht, sie auf die von ihrer Leidenschaft ganz entglühte Herzogin zu richten. Er zitterte vor einer noch deutlichern Erklärung von ihr zurück. Doch die Ankunft des Herzogs zog ihn vorizt aus seiner Verlegenheit. Mathilde eilte in ihr Zimmer, und Rheinau begab sich in des Herzogs Kabinet, eh' er noch vom Pferde gestiegen war.

Da sich die Herzogin wieder allein befand, überließ sie sich ganz den Betrachtungen über die Ausführung ihrer Liebschaft. Bald glaubte sie, Rheinau hätte sie nicht ganz verstanden, bald hielt sie ihn für einen furchtsamen einfältigen Gecken, der sich in sein Glück nicht zu finden wiße. Leidenschaft, Verdruß und Unruhe bestürmten ihr Herz, während daß die

Reize

Reize des Jünglins ihre Phantasie mit wollüstigen Bildern erfüllten, und ihr Blut in die heftigste Wallung setzten. Einige Tage trieb sie sich im Taumel dieser verliebten Schwärmereyen umher. Endlich beschloß sie, sich über alles hinweg zu setzen, und dem Gegenstande ihrer Liebe ihre Empfindungen für ihn ohne Umschweife selbst zu eröfnen: denn sie schmeichelte sich damit, daß ein so junger feuriger Mann, wie Rheinau, der Macht ihrer Schönheit unmöglich würde widerstehen können. Das Verlangen, ihre Lüste zu befriedigen, siegte über das Gefühl von Ehre und Delikatesse, nach welchem sonst jedes Frauenzimmer sich freylich lieber besiegen läßt, als dem Gegner mit der Ergebung zuvor kommt.

Sie paßte also die Gelegenheit ab, wo ihr Gemahl einmal verreißte, und lockte ihren Liebling in ihr Zimmer. Nachdem sie alle Zeugen von sich entfernt hatte, fieng sie an, ihn mit zitternder Stimme noch einmal darüber zu befragen, ob er sich denn noch immer keine Liebschaft am Hofe ausgesuchet habe? und setzte nochmals die Versicherung hinzu,

 daß

daß sein Versuch gewiß niemals fehlschlagen würde, seine Wahl möge auch fallen, auf wen sie wolle. Rheinau, ziemlich verdrüßlich über diese so oft von der Herzogin an ihn wiederholte Frage, antwortete ihr in einem entscheidenden Tone:

„ich denke in dem Punkte sehr zärtlich, gnädigste Frau! schlüge mir der erste Versuch fehl, so wär' ich auf immer für die Liebe verloren. Ich kenne mich aber zu gut, und bin zu fest von der Geringfügigkeit meiner Verdienste überzeugt, als daß ich mir sollte schmeicheln können, es würde irgend eine Dame vom Hofe an meiner Person Geschmack finden.

„Wenn ich aber nun von der schönsten Dame am Hofe wüßte,

antwortete die Herzogin mit Erröthen,

„daß sie sterblich in Euch verliebt ist, und wenn ich Euch die gewiße Versicherung geben könnte, daß sie Euch mit Entzücken ihr Herz öfnen, und Euch in ihre Arme schließen würde?

Rheinau aber versetzte:

„da

„da würden Sie sich unfehlbar irren, gnädigste Frau! ich kann unmöglich glauben, daß ein Frauenzimmer von Stande blind genug seyn sollte, eine so unglückliche Leidenschaft für einen so unbedeutenden Menschen, wie ich bin, zu fassen.

Die Herzogin merkte wohl, daß er ihrer Erklärung mit Fleiß auszuweichen suchte. Da sie aber seine Zurückhaltung noch immer mehr seiner Furchtsamkeit, als der Tugend zuschrieb, so überwand sie sich folgende Frage an ihn zu thun:

„Wenn nun aber, wider all' Euer Verhoffen, Euer Glück seine Launen so weit triebe, mich selbst für Eure Verdienste empfindlich gemacht zu haben, was würdet Ihr denn dazu sagen? —

So wenig unerwartet Rheinaun dieser Antrag kam, so erschrack er doch, in Erwägung der Hoheit der Person, die ihn that, so sehr darüber, daß ihm beynahe eine Ohnmacht angewandelt hätte. Er faßte sich aber doch bald, und antwortete, indem er vor der Herzogin auf ein Knie niedersank:

„Gott erhalte mir die Gnade des Herzogs, meines Herrn, und Ew. Durchlaucht! Das ist mein einziger Wunsch; und dann halt' ich mich für den glücklichsten Sterblichen. Keine Vergeltung fordere ich für meine getreuen Dienste gegen Sie beyde, als daß ich mehr, als ein andrer Mensch, gewürdiget werden möchte, mein ganzes Leben diesem Dienste zu widmen. Ich bin indeß von der Reinheit und Größe der Zärtlichkeit, die Ew. Durchlaucht gegen Ihren Herrn Gemahl hegen, zu lebhaft überzeugt, als daß ich mir vorstellen könnte, es würde irgend ein Mensch, und wär' er auch der allervollkommste, im Stande seyn, Ihre Verbindung nur im mindesten wankend zu machen. Der Herzog, mein Herr, hat mich wie sein Kind erzogen, und allein mich zu dem gemacht, was ich bin; eher mein Leben wollt' ich also darüber aufgeben, als nur den Gedanken einer Untreue an ihm hegen, und weder seine Gemahlin noch sonst jemand würde mich in diesen Gesinnungen — —

Die Herzogin, welche die ihr bevorstehende völlige abschlägliche Antwort leicht voraus sah, ließ den Jüngling nicht ausreden, sondern unterbrach ihn mit diesen Worten:

„Halt ein, Verwegener! fernere Lästerungen gegen meine Person würden Euch das Leben kosten. Unverschämter Thor! konntet Ihr Euch vorstellen daß ich im Ernst mit Euch sprach? — denkt Ihr, daß, weil Ihr eine leidliche Figur besitzt, auch Eure Unanständigkeiten deswegen erträglich sind? — wie könnt Ihr die Kühnheit begehen, meinem vielleicht zu weit getriebenen Scherz mit Euch eine solche Deutung zu geben. — Ihr habt die Probe, die ich mit Euch machte, nicht ausgehalten. Euer abgeschmackter Stolz war es, der mich zu diesem Versuch verleitete; aber wenn auch Euer Unsinn so weit gienge, Eure Augen bis zu mir zu erheben, so könnt Ihr Euch doch wohl vorstellen, daß ich um Euertwillen keine Untreue an meinem Gemahl begehen würde. — —

„Daran hab' ich keinen Augenblick gezweifelt, gnädigste Frau!

versetzte Rheinau. Doch die Herzogin hieß ihm, ihr Zimmer zu verlaßen, und aus war die Unterredung.

Hierauf verschloß sie sich in ihr Zimmer, und gab sich all' den schmerzhaften Empfindungen Preiß, die sie peinigten. Auf einer Seite stürzte sie die Verschmähung ihrer Liebe in die tiefste Traurigkeit; auf der andern erfüllte sie der Gedanke, sich gegen einen Menschen, der so tief unter ihr war, und doch so große, so sehr gegen die ihrigen abstechende Gesinnungen hegte, bloß gegeben zu haben, mit Abscheu vor sich selbst, und brachte sie der Verzweiflung nahe. Das Gefühl der Schaam darüber war ihr so unerträglich, daß sie schon einen Anschlag wider ihr eignes Leben faßte. Aber bald behielt der Vorsatz, sich auf das grausamste an dem unschuldigen Gegenstande ihrer Leidenschaft zu rächen, über jenen Anschlag die Oberhand. Das Ende war eine Fluth von Thränen, unter welchen sie sich auf ein Ruhebette hinwarf. Da sie ausgeweinet hatte, rief sie ihre Kammerfrauen, gab vor, daß sie krank sey, und ließ sich zu Bette bringen.

Der Herzog, der sie sehr zärtlich liebte, hatte dieß nicht so bald vernommen, so eilte

er

er sie zu besuchen. Um nun einen guten Vorwand zu der sie so schnell überfallenden Krankheit zu haben, gab sie vor, daß solche von ihrer Schwangerschaft herrühre: denn sie befand sich in der That seit kurzem in diesen Umständen. Der Herzog aber, der an ihrer ungewöhnlichen Traurigkeit wohl spürte, daß ihr Herz mehr als ihr Körper litt, blieb die folgende ganze Nacht bey ihr, um ihr wahres Anliegen von ihr heraus zu forschen. Nachdem er sie nun oft mit den zärtlichsten Schmeicheleyen darum gebeten, und sie sich lange zum Schein der verlangten Entdeckung ihres Kummers geweigert hatte; fiel sie endlich, mit Thränen in Augen, ihrem Gemahl um den Hals, und brach in diese Worte aus:

„Sollt' es mich nicht bis in den Tod betrüben, wenn ich sehen muß, daß mein herzgeliebtester Gemahl so abscheulich von Leuten hintergangen wird, die doch die theure Pflicht auf sich haben, seinem Vortheil und seiner Ehre ihr ganzes Leben zu widmen? —

Der Herzog erstaunte über diese Aeußerung, und bat um deutlichere Erklärung. Mathilde

stellte sich, als ob sie mit dem größten Widerwillen also fortführe:

„Wenn Fremde Ew. Durchlaucht den Krieg ankündigen, und nach Ihrem Leben und Gütern trachten, so würde mich das bey weitem nicht so sehr kränken, als daß Leute, die Ihnen so viel zu danken, und die Sie bisher gleichsam in Ihrem Schooße ernähret haben, nach einem Gute trachten, wogegen alles andere in keine Vergleichung zu setzen ist. Wißen Sie also, daß der junge Mensch, dem Sie so viel Gutes erwiesen haben, und den Sie mehr als Kind, als nie einen Untergebenen behandeln, Ihr gefährlichster Feind ist! denn zur Erkenntlichkeit dafür hat er die Unverschämtheit, nach der Liebe Ihrer Gemahlin zu streben, und dadurch die Ehre Ihres ganzen Hauses zu vernichten. Lange schon gieng er damit um, und seine geheimen Erklärungen ließen mich nicht an seiner Bosheit zweifeln. Da ich ihm aber immer auswich, so hat er sich mir neulich mit klaren Worten zu entdecken, die

Kühn-

Kühnheit begangen. Ich habe ihn zwar zurück gewiesen, wie er es verdienet. Indeß hat mich diese Verwegenheit doch so geärgert, daß ich mich vor Betrübniß darüber kaum zu laßen weiß. Ich muß Sie daher recht ernstlich bitten, mich von den ehrlosen Zudringlichkeiten dieses Menschen zu retten, und überhaupt würden Sie wohl thun, wenn sie einen so gefährlichen Gesellschafter ganz von sich thäten, eh' er noch gar einen Anschlag wider Sie selbst zur Ausführung bringt. —

Der Herzog liebte seine Gemahlin; nicht weniger theuer war ihm aber auch der Jüngling, deßen Treue er so oft geprüft, und immer bewährt gefunden hatte. Mit größtem Erstaunen vernahm er also diese Entdeckung seiner Gemahlin; ob ihm die Sache gleich ganz unglaublich vorkam. Auf jeden Fall aber — Rheinau mochte der schuldige Theil oder seine Frau eine Betrügerin seyn — brachte doch der Vorfall seinen ganzen Zorn in Bewegung. Er versprach seiner Gemahlin Genugthuung, und gieng, von den heftigsten Empfindungen erschüttert, auf sein Zimmer, um sich

ein

ein wenig wieder zu erholen, und einen reifen überlegten Entschluß zu faßen.

Vor allen Dingen ließ er nun, um sich auf keine Weise zu übereilen, seinem Rheinau sagen; er möchte ihm izt nicht vor Augen kommen, sondern bis auf weitern Befehl auf seinem Zimmer bleiben. So wenig aber dieser die Ursache eines eben so bestimmten als unerwarteten Verbots errathen konnte, so sehr schmerzte ihn daßelbe, weil er sich eine dergleichen Behandlung um seinen Herrn verdient zu haben, nicht bewußt war. Er fiel zwar in seinen Muthmaasungen bald auf die Rachsucht der Herzogin, und gehorchte einstweilen dem Befehle seines Herrn; da ihn aber sein Gewißen in jedem Falle von aller Verschuldung frey sprach, so schickte er einen seiner Freunde an den Herzog, und ließ ihm ein Schreiben überreichen, worinnen er ihn flehentlich ersuchte, er möchte doch, im Fall er durch Verleumdung bey ihm in Ungnade gefallen seyn sollte, sein Urtheil darüber verschieben, bis er ihn erst selbst dabey gehöret habe; denn er könne sich auf nichts besinnen, wodurch er seine Ungnade verdient haben könnte.

Den Herzog rührte die Bitte seines Lieblings; er beschloß, ihn zu hören, und ließ ihn heimlich zu sich kommen.

„Du willst die Ursache meiner Ungnade wißen,

sagt' er,

„und hiermit sollst Du sie erfahren! Da ich Dich, wie meinen Sohn, erzogen und gehalten habe, so hätt' ich mir nie vorgestellet, daß ich jemals Ursache finden würde, meine Güte für Dich zu bereuen. Aber Du hast mir, wie ich höre, zur Dankbarkeit einen Streich zugedacht, der mir empfindlicher wäre, als der Verlust meines Lebens. Du hast meiner Gemahlin ihre Tugend rauben, und mein Haus dadurch auf ewig mit Schande brandmarken wollen. Ich muß Dir sagen, die Sache hat mich außerordentlich über Dich aufgebracht, und wüßte ich es ganz gewiß, daß Du so schuldig wärst, als man mir gesagt hat, so wärest Du unfehlbar schon eine Spanne kürzer.

So sehr Rheinau über diese unerhörte Beschuldigung erschrack, so gab ihm doch seine

Un-

Unschuld den Muth, mit Würde zu antworten:

„Ich erkläre dieses Vorgeben für das Werk der schwärzesten Verleumdung, und ich schwöre Ew. Durchlaucht bey Gott zu, daß ich ganz unschuldig daran bin.

H. Womit kannst Du Deine Unschuld darthun?

R. Mit diesem Schwur, den ich eben gethan habe, und der muß gelten, so lange man keine Beweise gegen mich hat, und so lange ich meinen Ankläger nicht weiß, welchen ich auf die Weise auch noch nicht widerlegen kann.

H. Dein Ankläger hat seine bekannte Keuschheit und Tugend zum Beweiß gegen Dich. Es ist meine Gemahlin selbst, die mich zur Rache deines Bubenstücks auffordert.

Obgleich Rheinau über die grenzenlose Bosheit der Herzogin eben so sehr erstaunte, als sich darüber entrüstete, so beschloß er doch, nicht gleiches mit gleichem zu vergelten, sondern

dern begnügte sich, seinem Herrn folgende Antwort zu geben:

„Die Herzogin kann sagen, was ihr beliebt. Ew. Durchlaucht müßen sie besser kennen, als ich. Nur das bitte ich unterthänigst zu bedenken: haben Sie wohl jemals in meinem Betragen gegen Ihre Frau Gemahlin nur das mindeste gefunden, das einen solchen Verdacht bestätigen könnte? — Läßt sich die Liebe wohl so lange und so künstlich verbergen? Erweisen Sie mir die Gnade, mir nur das beydes auf mein Wort zu glauben: Wenn auch die Herzogin das reizendste Frauenzimmer auf der ganzen Welt wäre, so würde doch ihre Schönheit meine Treue gegen Ew. Durchlaucht und meine Pflichten nicht wankend machen können, und dann — wenn sie auch nicht Ihre Gemahlin wäre, so erkläre ich sie doch geradezu für dasjenige Frauenzimmer, in welches ich mich nie verliebt haben würde. Ich kenne andere, die dergleichen Empfindungen eher in mir erregen können, als die Herzogin. — —

Diese freymüthige Erklärung mit der Miene der klärsten Unschuld begleitet, that dem Herzog so vollkommne Gnüge, und versöhnte ihn so ganz mit seinem Lieblinge, daß er ihm die Versicherung gab, er wolle die Beschuldigung einstweilen gar nicht glauben, und Rheinau möchte nur seine bisherigen Geschäfte bey ihm ununterbrochen fortsetzen. Würde er in der Folge von seiner Unschuld völlig überzeugt werden, so würde er ihm auch die ausgezeichnetste Gnade erweisen, das Gegentheil aber würde ihm unfehlbar das Leben kosten.

Rheinau dankte dem Herzog in den rührendsten Ausdrücken für seine schonende Gerechtigkeit und Gnade, und trat alsbald wieder in die Rechte und Dienste, wozu ihn sein Gebieter bisher gebraucht hatte. Sobald aber Mathilde das gewahr wurde, entrüstete sie sich so sehr darüber, daß sie ihren Gemahl bey der ersten Gelegenheit mit den Worten deswegen zur Rede setzte:

„Ich sehe mit Erstaunen, daß Sie sehr wenig Rücksicht auf meine Entdeckung genommen haben. Und wenn Gift oder Dolch Ihrem Leben drohten,

so

so würden Sie kaum zu beklagen seyn, da Sie in Ihre größten Feinde mehr Vertrauen setzen, als in die engste Freundin Ihres Herzens, die es so gut mit Ihnen meint.

Der Herzog aber antwortete in einem etwas empfindlichen Tone:

„machen Sie sich keine Sorgen, meine Liebe! ich weiß, was ich thue. Fänd' ich Rheinaun schuldig, er würde den morgenden Tag nicht erleben. Aber, da er mir das Gegentheil zugeschworen hat, so muß ich erst stärkere Beweise von seinem Verbrechen erwarten, eh' ich ihn verdammen kann.

H. Ihre Nachsicht, lieber Gemahl, wird ihn nur noch verwegener machen. Was können Sie wohl für einen größern Beweiß von seiner Schuld haben, als seine Gleichgültigkeit gegen alles andre Frauenzimmer? Glauben Sie sicherlich, hätte sich nicht der eitle und stolze Gedanke, mir selbst den Hof machen zu wollen, in seinem Kopfe festgesetzet, er würde sich gewiß eine andre Liebschaft erwählet ha-

ben. Welcher Jüngling von seinen Eigenschaften würde wohl sonst gegen die Liebe so ganz gleichgültig bleiben können?

E. Woher wißen Sie es denn, daß er nicht liebt?

S. Man merkt ja nichts an ihm; und — können denn solche Verbindungen wohl immer verborgen bleiben?

E. Warum nicht? — warum sollte er seine Liebe nicht sehr geheim halten können?

S. Gut! wenn Sie das denken, so fragen Sie ihn einmal auf sein Gewißen! gesteht er Ihnen seine Liebe zu einer andern, und nennt er Ihnen diese Person, so will ich Unrecht haben; außerdem aber muß ich bey meiner Behauptung stehen bleiben.

Dem Herzog gefiel dieser Vorschlag so gut, daß er seinen Rheinau sogleich darüber vernahm, und zu ihm sagte:

„meine Gemahlin bestehet auf Ihrer Beschuldigung, und sie hat mir einen Beweißgrund davon angeführet, der allerdings Verdacht gegen Dich erweckt.

Man

Man wundert sich nemlich darüber, daß Du als ein so junger, feuriger Mensch sonst keinen Liebeshandel hast; man findet das unnatürlich, und fast unmöglich, und man sucht daher den sichern Schluß zu machen, daß Deine Hofnungen weit höher gehen, und daß eben diese Dich von einer andern Verbindung abhalten. Ich bitte Dich also als Freund, und befehle Dir, als Dein Gebieter, mir ohne Rückhalt zu sagen, ob Du irgend ein andres Frauenzimmer liebst oder nicht?

Der arme Rheinau kam hier in ein Gedränge, das ihn in die größte Verlegenheit setzte. Er stand in der That in einer verliebten Verbindung. Die Verheimlichung derselben aber lag ihm näher am Herzen, als ihm sein Leben lieb war. Gleichwohl zitterte er vor dem Befehl seines Herrn, und vor den Folgen der Eifersucht, die er schon sehr heftig in ihm erglimmen sah. Doch, zum Ausweichen war hier kein Platz mehr. Er faßte sich also ein Herz, und antwortete:

„Es ist wahr, gnädigster Herr, ich liebe ein Mädchen, deren Reize die

Schönheit Ihrer Gemahlin, und aller andrer Frauenzimmer weit hinter sich laßen. Aber ich muß zu diesem Geständniß auch die flehentlichste Bitte hinzu thun, daß Ew. Durchlaucht nicht den Namen dieser Person von mir fordern mögen: denn wir haben uns eine unverbrüchliche Verschwiegenheit darüber versprochen, und uns gegen einander verbunden, daß, in so fern eins von uns beyden ausplaudert, unser Bündniß sogleich zerrißen seyn soll.

Diese Antwort that dem Herzog so vollkommen Gnüge, daß er Rheinaun die theuersten Versicherungen seiner Gnade gab, und ihm versprach, wegen des Namens seiner Geliebten niemals in ihn zu dringen. Aber wie wenig ist sich oft auch auf das Wort eines Fürsten zu verlaßen! Die Herzogin erfuhr bald das ganze Geheimniß von ihm, und nun mischte sich in die Begierde ihrer Rache gegen den unglücklichen Rheinau auch die Furie der Eifersucht auf den Gegenstand seiner Liebe. Sie drang auf das heftigste in ihren Gemahl, Rheinaun den Namen seiner Geliebten bey

seiner höchsten Ungnade abzufordern, denn das — setzte sie hinzu — sey das einzige und beste Mittel, die Wahrheit zu entdecken, und thäte er dieses nicht, so hielte sie ihn für den schwächsten Menschen unter der Sonne, weil er sich ein Märchen aufheften ließe, das Rheinau bloß darum ersonnen habe, um sich nur mit guter Manier aus der Sache zu ziehen.

Der Herzog war bey seiner Güte doch ein wenig schwach, und zu sehr von seiner Gemahlin eingenommen. Er folgte also ihren listigen Eingebungen, und stellte dem jungen Menschen vor, daß er seiner Entdeckung nachgedacht habe, daß ihm aber solche nur noch mehr Unruhe mache, als er vorher gehabt hätte, weil er sie in der That für nichts weiter, als für eine leere Entschuldigung, und für eine handgreifliche Verbergung der Wahrheit ansehen könne. Zugleich drang er auch aus diesen Gründen darauf, daß ihm Rheinau den Namen seiner Geliebten nennen sollte.

Der junge Mensch war in der äußersten Verlegenheit. Er bat den Herzog auf seinen Knien, ihn doch ja nicht zu zwingen, daß er einem Frauenzimmer, welches er mehr, als

sein Leben liebe, sein Wort, das er nun schon so lange gehalten habe, brechen solle; das hieße, ihm die Früchte einer beynahe siebenjährigen Verschwiegenheit rauben, und er wolle lieber sterben, als einer Person, die ihm so viele Treue bewiesen habe, nur im mindesten untreu werden.

Aber diese Beharrlichkeit des jungen Rheinaus bestärkte den Herzog nur noch mehr in seinem Verdachte, und bließ das Feuer seiner Eifersucht nur noch heftiger an. Voller Entrüstung versetzte er:

„Das sind Possen. Kurz, Du sagst mir entweder den Namen Deiner Geliebten, oder Du meidest mein Gebiet, mit der Bedrohung, daß, wenn Du nach acht Tagen noch in meinem Lande bist, Dein Leben auf dem Spiel stehet. Thue, was Du willst! Du hast die Wahl! —

Eine peinlichere Lage, als die, worinn sich der unglüliche Jüngling befand, läßt sich wohl schwerlich denken. Auf der einen Seite war der Verlust seiner Geliebten die nothwendige Folge davon, wenn er die Wahrheit sagte, und sie es erfuhr, daß er sein Wort gebrochen hatte.

hatte. Auf der andern, wenn er bey seiner Verschwiegenheit beharrte, sah' er sich aus seinem Vaterlande verbannt, und des Umgangs mit derjenigen, die er über alles liebte, auf immer beraubt. Eine unbeschreibliche Angst ergriff sein Herz; er fieng an zu zittern, und ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn; es war ihm, als ob er in den Tod gehen sollte. Wie der Herzog diese schreckliche Verlegenheit an ihm bemerkte, so glaubte er zuverläßig, Rheinau liebe in der That seine Gemahlin, und seine Unruhe rühre bloß daher, daß er eine andre Geliebte zu nennen, und solches zu beweisen nicht im Stande sey. Er sagte daher noch in ziemlich hartem Tone zu ihm:

„Wenn Du die Wahrheit geredet hast, so kannst Du mir ohne diese sichtbare Verlegenheit meinen Willen thun; aber ich fürchte nur allzusehr, das Gefühl Deines Verbrechens gegen die Herzogin preßt Dir diese Angst aus. — —

Das war zuviel für die Rechtschaffenheit des armen geängsteten Jünglings. Ein Entschluß muste nunmehr gefaßt werden; — und, was sollte er für einen faßen, um sich zu retten,

ten, als daß er sein Geheimniß dem Herzog anvertraute? Sein einziger Trost war noch das Vertrauen auf seine Verschwiegenheit. Er sank vor ihm auf die Knie, und sagte unter den bittersten Thränen:

„Gnädiger Herr! nicht Furcht vor dem Tode, nur die Erinnerung an Ihre Gnade für mich, und meine unaussprechliche Liebe zu Ihnen, bewegen mich, Ihnen ein Geheimniß zu vertrauen, das alle menschliche Martern von mir sonst nicht hätten erpreßen können. Aber das darf ich doch von Ew. Durchlaucht erflehen, daß Sie mir bey Ihrem fürstlichen Worte die heiligste Verschwiegenheit über meine Entdeckung geloben? —

Der Herzog versprach ihm dann bey allem, was heilig sey, sein Geheimniß keinem Menschen weder zu sagen, noch durch andre Merkmale zu offenbaren, und Rheinau glaubte nun weiter nichts mehr deswegen fürchten zu dürffen; allein er legte durch seine Entdeckung zu den bald darauf folgenden Stürmen den ersten Grund:

„Vor

„Vor nunmehr schon sieben Jahren,

sagte er —

„hatte ich das Glück, mir die besondere Gnade der Prinzeßin, Johanna, Nichte Ew. Durchlaucht, zu erwerben. Sie war Wittwe, jung, und ohne zärtliche Verbindung. Ich gewann ihr Herz, und sie widmete mir das ihrige. Da die Niedrigkeit meines Standes uns nicht an eine eheliche Verbindung zwischen uns denken ließ, so begnügte ich mich gern an dem Namen und an den Rechten eines bloßen Liebhabers von ihr. Diese unsre Verbindung haben wir nun zeither so geheim gehalten, daß niemand nur das geringste davon hat erfahren können. Nur Ew. Durchlaucht vertraue ich in dieser Entdeckung unsre Ehre und unser Leben an, und deswegen bitte ich auch nochmals um die heiligste Verschwiegenheit. Glauben Sie übrigens gewiß, gnädigster Herr, daß der Himmel selbst nichts reineres und keuscheres schaffen kann, als diese unsre Verbindung ist! —

Freuen muste sich allerdings der Herzog nicht wenig über diese Entdeckung, da hierdurch auf einmal seine Ruhe wieder hergestellet war: denn die würklich außerordentliche Schönheit der Prinzeßin Johanna, welche die Reize seiner Gemahlin weit übertraf, ließ ihn an der Wahrheit derselben nicht einen Augenblick zweifeln. Nur begreifen konnte er es nicht, wie ein so wichtiger Liebeshandel so lange und so geheim hatte betrieben werden können. Er bat also Rheinaun, ihm nur noch mit der Art und Weise, wie er mit der Prinzeßin zusammen komme, bekannt zu machen. Der junge Mensch ließ sich auch dazu bereden. Er erzehlte also: die Prinzeßin habe aus ihren Zimmern im untern Stockwerk ihres Schloßes eine geheime Thüre angelegt, die gerade in den Schloßgarten oder Park führe. Wenn er sie nun besuchen wolle, so gienge er des Nachts durch eine gleichfalls in der Mauer angebrachte verborgene Thüre, wozu er den Schlüßel habe, in diesen Garten, wo ihn niemand sehen könne; die Prinzeßin aber habe ein kleines Hundchen dazu abgerichtet, das sie heraus laße, wenn sie ihre Kammerfrauen entfernet habe, und allein sey. So bald er nun dieses Hundchen

bellen

bellen höre, so nähere er sich der verborgenen Thüre, und warte, bis die Prinzeßin heraus komme. Nach Befinden, und wie er eben Zeit dazu habe, gienge er denn mit zu ihr in ihr Zimmer, und bliebe bisweilen die Nacht über bey ihr. Allemal aber sage sie ihm beym Weggehen den Tag, wenn er wieder kommen solle, und diese Zusammenkunft würde denn auch nie ausgesetzt, wenn nicht ganz außerordentliche Hinderniße einträten.

Der Herzog, der von Natur etwas neugierig, und überdieß von dergleichen galanten Abentheuern ein großer Liebhaber war, ersuchte Rheinau, ihm zu erlauben, daß er ihn das nächstemal auf seinem Zuge zur Prinzeßin Johanna begleiten dürfe: er solle ihn hier — setzte er hinzu — nicht als seinen Herrn, sondern bloß als Freund behandeln, und am Ende würde die Sache den Nutzen haben, daß Rheinau dadurch den Verdacht, als ob er die Herzogin selbst liebe, vollends ganz von sich entferne: denn was die Augen sähen, glaube das Herz. —

Anfänglich erschrack Rheinau über dieses Ansinnen. Da er sichs aber recht überlegte, und

und wohl sahe, daß er weiter keine Gefahr dabey lief, so ließ er sich's endlich gefallen, und gestand dem Herzog sein Verlangen zu.

Der folgende Tag war eben zu einem von Rheinaus Besuchen bey seiner Geliebten angesetzt. Die Prinzeßin wohnte eine gute Meile von der Residenz ganz allein auf einem Landgute, das sie von ihrem verstorbenen Gemahl geerbt hatte. Der Herzog ließ zwey Pferde zu rechte machen, und ritt verkleidet mit Rheinaun dahin. Es war schon mitten in der Nacht, wie sie dort ankamen. Sie ließen ihre Pferde in einem Wirthshause, wo sie niemand kannte, stehen, und giengen zu Fuße vollends nach dem Schloße zu. Durch die beschriebene kleine Thüre, die in der Mauer des Parks unter einem finstern Gebüsch angebracht war, und die Rheinau mit einem bey sich habenden Schlüßel eröfnete, kamen sie hinein in den Park. Der Herzog versteckte sich auf Rheinaus Anweisung, nahe beym Schloße, hinter einen großen Hügel, wo er alles, was vorgieng, mit ansehen konnte. Nach Verfluß einiger Minuten ließ sich das Hundchen hören. Rheinau richtete seinen

Gang

Gang nach dem Zimmer der Prinzeßin zu, und izt hörte der Herzog sie selbst leise die ihm beschriebene Thüre öfnen, und seine Nichte heraus kommen. Sie eilte in Rheinaus Arme, und that ihm den Vorschlag, bey dem schönen Abende ein wenig im Garten spazieren zu gehen. Rheinau war es zufrieden, und es geschah. Mittlerweile bekam der Herzog den Einfall, sich in das Zimmer der Prinzeßin zu schleichen, und die beyden Liebenden, ohne daß Rheinau davon etwas wußte, noch beßer zu beobachten. Er traf glücklich die geheime Thüre, die noch offen stand, fand alles finster darinnen, und versteckte sich in dem Kamin, der nahe bey der Thür war.

Man muß wißen, daß die Prinzeßin dieses Zimmer nicht ordentlich bewohnte, sondern es bloß zu ihren nächtlichen Zusammenkünften mit ihrem Liebhaber bestimmt hatte. Dem Herzog aber war solches sehr wohl bekannt: denn er hatte ehedem dieses Schloß selbst beseßen; die geheime Thür hingegen war hinter einer Tapete angebracht, die sich bey Eröfnung derselben von einander that. Ueberdieß hatte ihm auch Rheinau gesagt, daß die Prinzeßin,

zeßin, um nicht entdeckt zu werden, niemals ein Licht anzuzünden pflege. Er fürchtete also auf keine Weise bemerkt zu werden.

Kaum hatte er sich nun im Kamine in eine sichere Positur gestellet, so trat die Prinzeßin mit ihrem Liebhaber herein. Sie faßten einander in die Arme, und setzten sich auf einen Sopha. Der Herzog, der in die Tugend der beyden Liebenden ein großes Mißtrauen setzte, fürchtete nun nichts gewißers, als die Bestätigung seiner Besorgniße. Aber zu seinem Erstaunen wurde er gewahr, daß sie sich bloß von ihrer reinen Freundschaft und Zärtlichkeit unterhielten, ohne nur die mindeste Ausschweifung zu begehen. Sie beklagten ihr Schicksal, welches ihren Stand so weit von einander entfernet habe, und daß sie nie Hofnung hätten, sich durch das Band der Ehe mit einander zu vereinigen, trösteten sich aber mit den Gedanken, daß die Größe und Reinheit ihrer Liebe sie für den Genuß anderer Vergnügungen schadlos halten würde.

Zwey gute Stunden musten Sr. Durchlaucht in dieser gezwungenen Stellung aushalten. Und er duldete es gern: denn die kluge und

vernünftige Unterhaltung der beyden Liebenden entzückte ihn. Endlich bat Rheinau, der den Herzog noch haußen im Park vermuthete, und ihn doch nicht gern zu lange auf sich warten laßen wollte, seine Geliebte, ihn zu beurlauben, unter dem Vorwande, daß der Herzog diesen Morgen eine Jagd angestellet habe, welcher er mit beywohnen müße.

Nach einer zärtlichen Umarmung brach also Rheinau auf, und Johanna begleitete ihn bis heraus in den Garten. So bald sie aus dem Zimmer war, schlich sich der Herzog nach, und versteckte sich wieder an seinen vorigen Platz. Hier blieb er so lange, bis die Prinzeßin von Rheinaun Abschied genommen hatte, und in ihr Zimmer zurück gegangen war. Dann trat er hervor, und fand seinen Getreuen, der ihn eben suchen wollte.

„Da sehen Sie, gnädigster Herr!

sagte dieser,

„wie es geht, wenn man sich mit den Abentheuern der Verliebten befaßt. Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange habe warten laßen!

Der Herzog antwortete:

„Die Zeit ist mir nicht lang geworden. Ihr habt mich mit eurer Liebe sehr angenehm unterhalten. Es reuet mich nicht, daß ich zwey Stunden im Kamine habe stecken müßen, denn ich habe gesehen, daß Ihr einander werth seyd, und ich will für euer Glück sorgen.

Rheinau erschrack über diese Antwort, daß er zitterte.

„Wie? Ew. Durchlaucht sind in dem Zimmer gewesen? —

„Allerdings!

versetzte der Herzog, und erzehlte ihm, wie er es gemacht habe.

„Desto beßer!

erwiederte jener,

„so haben Sie sich doch selbst von der Reinheit unsers Umgangs überzeugen können. Aber ich wiederhole nochmals meine dringende unterthänige Bitte um die heiligste Verschwiegenheit.

„Sorge

„Sorge nicht!

sagte der Herzog,

„ich werde mein Wort halten, wie wohl bey dem, was ich für Dich zu thun gedenke, die ganze Welt eure Verbindung wißen könnte.

Noch vor Anbruch des Tages kamen sie von ihrem Zuge wieder in der Residenz an. Hatte Rheinau bisher gut bey dem Herzog gestanden, so war dieß gegen die außerordentliche Gnade, die er ihm izt erwieß, in keine Vergleichung zu stellen. Er erhob ihn zum Oberkammerherrn, schenkte ihm eine prächtige Equipage, und erklärte ihn öffentlich für seinen ersten und besten Freund. Der ganze Hof erstaunte darüber. Die Herzogin wußte nicht, wie sie mit ihrem Gemahl dran war. Wuth und Rache gegen Rheinaun kochten in ihrem Herzen, sie ärgerte sich über seine Erhebung, da sie ihn zu stürzen gedachte, und sie beklagte sich heftig gegen den Herzog über sein Verfahren. Aber sie erhielt die ihr ganz ungewöhnliche harte Antwort:

„ich verbiete Ihnen bey meiner Ungnade, jemals wieder von dieser Sache

mit mir zu sprechen. Ich weiß nun alles. Rheinau ist unschuldig, und Sie haben mich hintergangen. Wie konnt' er in Sie verliebt seyn, da das Frauenzimmer, mit welchem er in Verbindung stehet, Sie an Schönheit weit übertrift?

Nichts hätte die Herzogin mehr in Rage setzen können, als dieser leztere Vorwurf. Sie ärgerte sich so sehr darüber, und über das Mißlingen ihres Plans, daß sie würklich krank wurde. Sie begab sich in ihr Zimmer, und legte sich zu Bette. Der Herzog besuchte sie zwar. Da sie aber noch immer darauf bestand, daß er ihr die Person nennen solle, die sie an Schönheit so weit überträfe, so verließ er sie wieder mit der Versicherung, wenn sie nichts anders mit ihm sprechen wollte, so würde er nie wieder zu ihr kommen.

Doch, der gute Fürst wußte noch nicht, wie weit die Leidenschaft einer erzürnten Frau geht. Sie stellte ihre Kammerfrau an, die ihm sagen muste: daß die Herzogin in gröster Schwachheit darnieder läge, und daß die Aerzte befürchteten, wenn sie nicht bald Ruhe bekomme, so würde sie mit einer unzeitigen Geburt nie-

niederkommen. Und dieß allein würkte auf das Herz des guten mitleidigen Fürsten. Da er sie überdieß noch immer zärtlich liebte, und alles in der Welt gern gethan hätte, um sein Kind zu retten, so eilte er zu ihr, und fragte, womit er sie beruhigen könne? Aber die Herzogin stieß einen tiefen Seufzer aus, und erwiederte:

„ich sehe, daß Sie weder Ihre Frau noch Ihr Kind lieben, es ist also am besten, Sie laßen uns beyde sterben.

Dann fieng sie heftig an zu weinen, und jammerte, als ob der Tod sie schon in seinen Klauen hätte. Es gelang ihr, ihren Gemahl so sehr damit zu erschüttern, daß er sie in seine Arme schloß, und sie auf das dringendste bat, ihm nur zu sagen, womit er sie retten könne, es solle alles, was er nur vermöge, ihr zu Gebothe stehen. Allein unter einem neuen Thränenguße antwortete sie:

„Ach! wie könnt' ich hoffen, daß Sie mir etwas wichtiges aufopfern würden, da Sie mir eine so leichte und vernünftige Bitte versagen? ich wünschte so sehr den Namen des Frauenzimmers zu wißen,

das Ihr unwürdiger Liebling für seine Geliebte ausgiebt. Ich glaubte, wir wären ein Herz und eine Seele; aber ich muß nun mit Entsetzen wahrnehmen, daß Sie mich, wie eine Fremde und wie Ihre gröste Feindin, behandeln. Wie viel wichtige und geheime Angelegenheiten haben Sie mir nicht schon anvertraut! und wenn hab' ich mich wohl dieses Vertrauens unwürdig gemacht? wie viel Proben haben Sie nicht davon, daß mein Wille ganz der Ihrige ist? warum zweifeln Sie noch daran, daß ich mehr Ihnen als mir selbst lebe? Haben Sie vielleicht Ihr Wort gegeben, daß Sie das Geheimniß niemanden entdecken wollen, so brechen Sie es ja doch nicht, wenn Sie es mir sagen: denn wir sind ja beyde so gut als eine Person. Sie leben ja allein in meinem Herzen, ich halte Sie in meinen Armen, ich trage ein Kind in meinem Schooße, worinnen Sie selbst wieder aufleben. — Gleichwohl lieben Sie mich nicht so aufrichtig, wie ich Sie. Je mehr ich mich an Sie anschließe, desto härter und zurückhaltender sind Sie gegen

gen mich. Sie machen, daß ich mir tausendmal in einem Tage den Tod wünsche, um mich nur von einem solchen Gemahl, und mein Kind von einem solchen Vater zu befreyen. Vielleicht wird mein Wunsch bald erhöret. Denken Sie dann mit Zittern an diese lezte Umarmung, und an die bittern Thränen, die Sie mir auspreßen! —

Wie sie hier diese lange, nur allzuwürksame Rede geendiget hatte, schloß sie den Herzog feurig in ihre Arme, küßte, und benetzte seine Wangen mit ihren Thränen, und that so kläglich, daß dem guten Fürsten das Herz brach, und er aus Furcht, Mutter und Kind zugleich zu verlieren, einen Entschluß faßte, der seiner Rechtschaffenheit und seiner männlichen Standhaftigkeit in der That wenig Ehre machte.

„Nun gut!

sagte er,

„ich will Ihre Wißbegierde befriedigen, aber das schwöre ich Ihnen auch bey Gott und meiner Seligkeit zu, daß,

ferne Sie eher, als bis ich es Ihnen selbst erlaube, jemanden das geringste davon entdecken, Sie von keiner andern Hand, als von der meinigen sterben sollen.

Da die Herzogin ihm nochmals Verschwiegenheit angelobte, so entdeckte er ihr endlich Rheinaus ganzen Liebeshandel mit der Prinzeßin Johanna. Auch sein nächtliches Abentheuer, bey welchem er sich selbst davon überzeugt hatte, wurde nicht verschwiegen: denn die Herzogin setzte noch ein großes Mißtrauen in Rheinaus bloße Versicherung dieser Angelegenheit.

Jedoch zur Entschuldigung des Herzogs, der unsern Lesern hier unfehlbar auf der Seite eines schwachen Wortbrüchigen Mannes erscheinen muß, können wir eine Hauptursache nicht verschweigen, die ihn vorzüglich mir darzu bewog, seiner Gemahlin hier ihren Willen zu thun. Er war nemlich Willens, Rheinaun in den Grafenstand erheben zu laßen, ihm ein ansehnliches Landguth zu schenken, und ihn mit seiner Nichte, die ohnedem schon ziemlich reich war, zu vermählen. Schon hatte er einen Eilboten an den Kaiser geschickt, und

sich

sich die Erhebung seines Lieblings von ihm ausgebeten. In dieser Rücksicht nun, und weil die Verbindung seiner Nichte mit dem neuen Grafen ohnedem am Hofe bald bekannt gemacht werden muste, glaubte er eben kein so großes Verbrechen zu begehen, wenn er seiner Gemahlin die Sache einige Wochen eher entdeckte.

Allein der gute Fürst kannte das böse rachgierige Herz dieser Dame noch nicht; nicht die leiseste Ahndung hatte er von dem schwarzen Anschlage, welchen sie wider den Verächter ihrer Reize ausbrütete, eh' er seinen so schön ausgedachten Plan, ihn durch die Hand der Prinzeßin glücklich zu machen, vollenden konnte.

Mathilde fühlte sich aufs empfindlichste von Rheinaun beleidiget. Nicht nur ihre Liebe zu verschmähen, und sie dadurch um die Befriedigung ihrer Lüste, wovon sie so viel Vergnügen erwartet hatte, zu bringen, sondern ihr auch ein anderes Frauenzimmer vorzuziehen, das noch dazu ihre nahe Verwandte war, dieß kam ihr als ein ganz unverzeihliches Verbrechen vor. Sie fand sich beschämt,

glaubte sich in den Augen ihres Gemahls herabgesetzt, vielleicht gar von Rheinaun, und von der glücklicheren Johannen selbst verlacht und verspottet; wie hätte sie alle diese Demüthigungen sollen ertragen können? — Rache, als das noch einzige Mittel, ihre aufbrausenden Leidenschaften zu dämpfen — Rache an dem Gegenstande ihres Haßes — darnach dürstete sie nun aus voller Seele. Und wodurch konnte sie wohl dieser ihrer Rachsucht am süßesten schmeicheln, als durch eine Trennung der beyden Liebenden? Der Verlust seiner Geliebten — glaubte sie mit Recht — würde den standhaften Rheinau aufs bitterste kränken, und darauf beschloß sie nun loß zu arbeiten. Ueberdieß dämmerte ihr bey dem Gedanken an diese Trennung noch immer eine dunkle Hofnung auf, Rheinau würde vielleicht, wenn einmal sein Bündniß mit Johannen vernichtet wäre, wohl gar an ihr selbst noch Behagen finden, und sie durch dieses Mittel ihren Zweck vielleicht doch noch erreichen können.

Bey der ersten schicklichen Gelegenheit nahm sie nun ihren Gemahl darüber vor, und führte

ihm

ihm zu Gemüthe, wie unschicklich es wäre, und wie sehr es seinem fürstlichen Hause zur Schande gereiche, daß ein Frauenzimmer von seinem Geblüt mit einem so geringen schlechten Menschen, wie Rheinau sey, in einer so sündlichen unerlaubten Verbindung stünde; denn es wäre lächerlich, sich einzubilden, daß der geheime nächtliche Umgang zweyer so jungen Leute, von so warmen Blute, in den Schranken der Erbarkeit und Tugend sollten bleiben können, auf alle Fälle wäre nichts anders zu erwarten, als daß bald oder spät eine Folge daraus entstehen müste, wodurch seinem Hause ein unauslöschlicher Schandfleck angehängt werden würde; sie zittere vor dieser Begebenheit, die sie voraus sehe, zurück; der Herzog wäre es also seiner Ehre, und der Ehre seines Hauses, so wie seiner verblendeten Nichte selbst, schuldig, diese schändliche Verbindung auf das schleunigste zu trennen. Rheinau habe zwar durch sein kühnes, strafbares Beginnen den Tod verwirkt; da aber der Herzog an seinem Umgange Vergnügen fände; so könnte er ihm zwar wohl das Leben schenken, und ihn an seinem Hofe behalten, aber sein geheimer Umgang mit der Prinzeßin

dürfe

dürfe ihm schlechterdings länger nicht gestattet werden; sie trage also drauf an, daß Johanna in ein Kloster gebracht, und Rheinaun bey Lebensstrafe verboten würde, mit ihr noch länger Umgang zu pflegen.

Der Herzog hörte diese lange Vorstellung gelaßen mit an, antwortete aber weiter nichts darauf, als die Worte:

„Seyn Sie ruhig, Madam! es ist schon für alles gesorgt, Rheinau wird in den Grafenstand erhoben, und heyrathet die Prinzeßin. Ich erwarte den Boten mit dem Patente alle Tage vom Kaiser zurück.

„Wie? —

schrie die Herzogin laut aus,

„das ist abscheulich!

und von Schreck über die erhaltene Nachricht, fiel sie in Ohnmacht. Der Herzog aber, der ihre Vorwürfe beym Erwachen fürchtete, entfernte sich, und empfahl sie der Vorsorge ihrer Kammerfrau.

Eine

Eine fürchterliche Wuth lebte in der Seele der Herzogin, da sie den Gebrauch ihrer Sinne wieder erhielt:

„Und diese doppelte Kränkung sollt' ich erdulden können?

dachte sie im Aufruhr ihrer empörten Empfindungen,

„war es nicht genug, daß mich der Bösewicht verschmähte, meine Reize mit Füßen trat, und meine Gefühle auf die Folterbank der schmerzhaftesten Peinigung spannte? — soll ich meine Nebenbuhlerin auch noch so öffentlich über mich triumphiren, sie im Besitz eines Gegenstandes, der mir so viel kostet, am Hofe glänzen, und ihn, meinen ärgsten Feind, als meinen Verwandten, und im Schooße meiner Familie sehen? — nein! das ist mir unerträglich, ich muß mich rächen — mein Tod, oder der ihrige — es giebt kein anderes Mittel. —

Je mehr sie darüber nachdachte, desto tiefer wurzelte sich dieser blutige Vorsatz in ihrem Herzen ein. Da sie aber den Zorn und die

Rache ihres Gemahls fürchtete, so verbarg sie ihm sorgfältig ihren Unwillen über seine vorhabende Verbindung der beyden Liebenden. Auch gegen ihre Kammerfrau betrug sie sich sehr zurückhaltend, und alle Welt glaubte, ihre öftern Unpäßlichkeiten und plötzlichen Ohnmachten rührten bloß von ihrer Schwangerschaft her.

Allein unter ihren Bedienten hatte sie einen Menschen, den sie zur Ausführung ihrer Rache am geschicktesten hielt. Er hieß Alonzo, war ein Italiener von Geburt, und ein verworfener Bösewicht, der sich durch seine Heucheley in die Dienste des Herzogs eingeschlichen hatte, und für Geld und Gewinnst sich zu allen Schandthaten fähig fühlte. An diesen wandte sich die Herzogin, und erkohr ihn zu ihrem Gehülfen und Vertrauten. Große Geschenke und noch größere Versprechungen brachten ihn bald völlig auf ihre Seite. Ihre blutdürstige Absicht gieng eigentlich dahin, nur der Prinzeßin das Leben zu nehmen, und Rheinaun durch die Quaal der Schmerzen über ihren Verlust, und über seine vereitelten Hofnungen zu bestrafen. Alonzo versprach ihr völlige

lige Genugthuung, und damit ihr Antheil an diesem Morde ein Geheimniß bleiben möchte, so wurde eine List ersonnen, wodurch aller Verdacht deßelben auf jemand anders gebracht werden sollte.

Es gab nemlich einen gewißen Prinzen am Hofe, der Ludewig hieß, und als ein Verwandter des Herzogs von ihm eine Apanage genoß. Dieser Mann war von jeher in die Prinzeßin Johanna verliebt gewesen. Da er aber schon viele Jahre hatte, und überdieß bisweilen Anfällen von Wahn- und Trübsinn unterworfen war, so hatte weder die Prinzeßin noch der Herzog von seiner Leidenschaft jemals Notiz genommen. Auf diesen guten ehrlichen Mann, der nicht der mindesten Bosheit fähig war, suchte nun die Herzogin ihre ganze Schandthat fallen zu laßen.

Um diesen Zweck zu erreichen, wurde ein Bedienter des Prinzen genommen, der ein vertrauter Freund des Alonzo war, und eine eben so niederträchtige gewinnsüchtige Denkungsart besaß. Dieser muste mit einer Kammerfrau der Prinzeßin Johanna eine Unterhandlung zum Vortheil des Prinzen Ludewigs beginnen,

nen, und ihr gegen große Geschenke den Antrag thun, dem Prinzen eine geheime Zusammenkunft mit der Prinzeßin auszuwürken. Alonzo schrieb so gar im Namen dieses Prinzen an Johannen einen Brief, der voll verliebten Unsinns war. Diesen brachte der Prinzliche Bediente der Kammerfrau, die ihn auch würklich ihrer Gebieterin übergab. Die Prinzeßin lachte über den ganzen Vorfall, und schrieb die Schwärmereyen, die der Brief enthielt, dem Wahnwitze des guten Prinzen zu. Nur das beunruhigte sie doch ein wenig, daß in solchem, auf eine für den wahnwizigen Prinzen zu feine Art, der Verdacht mit eingemischt war, als ob man ihre bisherige Sprödigkeit keiner weiteren Ursache, als einer andern Verbindung zuschreiben könne, und sich dafür zu seiner Zeit zu rächen wißen würde. Da sie aber in Betrachtung zog, daß diese Aeußerung vielleicht bloß die Geburt seines verwirrten Gehirns, und seiner noch dazu gekommenen Eifersucht seyn dürfte, so hatte sie mit dem unglücklichen Mann Mitleid, und ließ ihm durch ihre Kammerfrau eine Antwort sagen, wie sie glaubte, daß sie sich am besten für ihn schickte.

Inzwi-

Inzwischen hatte Alonzo seine Maasregeln zu Ausführung seines Bubenstücks genommen. Den Tag vorher bezeigte die Herzogin, die seit der leztern Unterhaltung mit ihrem Gemahl Rheinann keines Anblicks, geschweige denn eines Worts, gewürdiget hatte, sich in der Aßemblee bey Hofe außerordentlich gnädig und freundlich gegen ihn. Der Herzog, der gewohnt war, alles auf der guten Seite auszulegen, bemerkte mit Vergnügen diese Veränderung, und hofte schon von seiner Gemahlin eine völlige Aussöhnung mit seinem Liebling und zukünftigen Verwandten, bald erbitten zu dürfen. Ihm, dem mit Recht mißtrauischen Jüngling aber, gefiel das Betragen der Herzogin desto weniger. Er kannte ihr tückisches rachgieriges Herz, und er ahndete unter den Rosen ihrer Freundlichkeit, in der That nichts, als das Gift einer Schlange, gegen die er auf der Huth zu seyn alle Ursache zu haben glaubte.

Indeßen fürchtete er die Gefahr von der Seite, wo er würklich damit bedrohet wurde, am allerwenigsten. Er gieng den Abend nach der Aßemblee zu seiner Johanna, die ihm ihr Abentheuer mit dem Liebesantrage des Prin-

zen Ludewigs erzehlte. Rheinaun machte zwar der Einfall dieses Mannes so viel Spaß, als der Prinzeßin selbst. Im Grunde aber bedauerten sie ihn beyde, und dachten schon auf Mittel, wie sie der Schwachheit des guten Prinzen mit Trost und Beruhigung zu statten kommen könnten.

Der Morgen fieng schon an zu grauen, als endlich Rheinau es für die höchste Zeit hielt, der Unterhaltung ein Ende zu machen. Die Prinzeßin begleitete ihn bis in den Garten. Indem sie nun an seinem Arme einige zwanzig Schritte von ihrer geheimen Thüre, mit ihm dahin gieng, stürzten zwey verkappte Kerle mit bloßen Degen aus einer Hecke hervor, auf sie loß. Kaum gewann sie so viel Zeit, auf die Seite zu treten, und sich hinter Rheinaun zu verbergen. In dem Augenblick aber zog auch dieser seinen Degen, und vertheidigte die Prinzeßin, auf welche der Anfall gerichtet war. Er war auch so glücklich, dem einen davon einen so tiefen Stich in die Seite beyzubringen, daß er zurücktrat; der andere aber drang desto heftiger auf ihn ein, und stieß ihn, da er den Stich in die Höhe pariren wollte, dergestalt an den Brustknochen, daß Rheinau

würklich zu Boden stürzte. Die Prinzeßin gerieth darüber so in Wuth, daß sie in der äußersten Geschwindigkeit den Degen ihres Geliebten nahm, und damit auf den Mörder loß gieng, der ihr aber auch den Augenblick den seinigen entgegen stellte. Doch die Vorsehung rettete die Unschuld, und bestrafte die Boßheit. Der Degen des Mörders prellte an der Schnürbrust der Prinzeßin ab, und sie stach ihm den ihrigen mitten durch die Brust. Der Bösewicht stürzte darnieder, und hauchte sein Leben aus, der andere aber, der viel Blut verloren hatte, und sehr entkräftet war, fieng an die Flucht zu nehmen. Da er aber wegen der erhaltenen Wunde nur sehr langsam gehen konnte, so holte ihn die Prinzeßin bald ein, faßte ihn mit äußerster Gewalt von hinten bey den Schultern, und riß ihn rücklings zu Boden. Er stach zwar noch mit dem Degen nach ihr. Da es ihm aber an Kräften mangelte, so blieb er damit in ihrem Rücken hangen. Die Prinzeßin aber trat ihm mit dem einen Fuße auf den Halß, und wand ihm indeß den Degen aus der Hand. Der Kerl hatte schon so viel Blut verloren, daß er kaum mehr reden, und um sein Leben bitten konnte.

Johanna schenkte es ihm unter der Bedingung, daß er sagen sollte, wer ihn zu dieser Mordthat gedungen habe. Er versprach alles, und bat nur, ihm seine Wunden zu verbinden.

Mitlerweile hatte sich Rheinau ebenfalls wieder auf die Beine geholfen. Er hatte zwar eine heftige Contusion an den Brustknochen bekommen, die ihm den Athen versetzt hatte, und ihn sehr schmerzte. Aber die Liebe zu seiner Prinzeßin ließ ihm länger keine Ruhe. So schwach er war, so eilte er doch ihr zu Hülfe. Aber mit Vergnügen sahe er, daß diese Heldin schon alles gethan hatte. Hierauf verbanden sie dem gefangenen Mörder seine Wunde, die in der linken Seite war, aber nicht tödtlich zu seyn schien. Dann halfen sie ihm auf die Beine, und führten ihn in das Zimmer der Prinzeßin zurück, wo sie ihn auf einen Sopha legten, und ihn erst ausruhen ließen, ehe sie das Examen mit ihm anfangen wollten. Den Leichnam des andern Mörders aber legten sie hinter eine Hecke im Garten, und bedeckten ihn mit frisch abgebrochenen Reißern.

So bald sich nun Johanna und ihr Geliebter von der Erschütterung, die sie von diesem kriegischen Vorfalle erlitten hatten, ein wenig wieder erholen konnten, befragten sie den gefangenen Mörder darüber, wer diesen Meuchelmord gegen sie veranstaltet habe. Der Kerl antwortete also: er hieße Laus, und wäre ein banqueroutirter Kaufmann, der sein Vermögen verthan, und bisher durch allerhand Bubenstücke seinen Unterhalt zu erwerben gesucht hätte: es wäre izt bloß auf das Leben der Prinzeßin gemünzt gewesen, und Alonzo, welches eben der sey, welcher sein Leben selbst dabey eingebüßet habe, hätte ihn durch eine große Summe Geldes dazu gedungen, diese Schandthat ausführen zu helfen: er für seine Person hätte nichts davon gewust, daß man auf die Weise hier in den Park kommen, und die Prinzeßin überfallen könne; Alonzo habe ihn erst davon unterrichtet, und ihn bloß zum Gehülfen mitgenommen: auch wiße er nicht, auf weßen Anstalt dieser Alonzo die That unternommen hätte: denn das habe ihm dieser nicht entdecket, und eben so wenig getraue er sich auch hierüber eine Muthmasung zu wagen.

„Ich getraue mirs desto eher,
sagte Rheinau heimlich zur Prinzeßin,
„es ist niemand anders als die Herzogin.

Johanna, die von all' den bisherigen Vorfällen zwischen der Herzogin und ihrem Geliebten noch gar nichts wußte, bebte vor der Kühnheit dieser Meinung zurück. Aber Rheinau bat sie, sich nur zu beruhigen, und ihn handeln zu laßen. Da er sogleich einsah, daß der Antrag des Prinzen Ludewig an Johannen eine bloße Masque war, um die Schuld des Mordes, wenn er gelungen wäre, auf diesen Prinzen zu schieben, und da er leicht errathen konnte, daß der Herzog seiner Gemahlin das Geheimniß seiner Liebe entdeckt hätte, und sie bloß aus Rache diesen Streich gegen ihn habe ausführen wollen, so ließ er sich von Johannen den Brief geben, welchen der Prinz Ludewig geschrieben haben sollte; denn durch diesen glaubte er die Herzogin völlig überführen zu können. Dann hohlte er Leute herbey, welche den Gefangenen und den todten Cörper des Alonzo bewachen musten, und eilte zum Herzog, dem er den ganzen Vorfall nebst seiner Muthmasung über den Urheber

ber desselben eröfnete. Kaum hatte der Herzog den Brief erblickt, so sah' er auch gleich, daß es nicht die Hand des Prinzen, sondern eine nachgemachte war. Nahm er nun die übrigen Umstände zusammen, so war er beynahe von der Schuld seiner Gemahlin überzeugt. Er versprach Rheinaun Gnugthuung, und nahm sogleich seine Maaßregeln.

Mit Anbruch des Tages wurde der Bediente des Prinzen Ludwigs, welcher der Kammerfrau der Prinzeßin Johanna den falschen Brief gebracht hatte, nebst dieser Kammerfrau selbst in Verhaft genommen. Der Herzog begab sich selbst zu seinem Vetter, legte ihm diesen Brief vor, und erzehlte ihm den ganzen Vorfall von der vorigen Nacht.

Der gutmüthige Prinz brach in Thränen aus, und versicherte, daß er den Brief eben so wenig geschrieben, als seinem Bedienten Befehl gegeben habe, durch die Kammerfrau der Prinzeßin einen Antrag an sie zu machen, er habe diese Liebe schon längst aus seinem Herzen verbannet, und er verfluche den Anschlag auf ihr Leben, an welchem er keinen Theil habe, und verlange Genugthuung dafür, daß man seine Person so schändlich gemißbraucher,

 und

und ihn mit dem Verdachte eines so abscheulichen Verbrechens habe brandmarken wollen.

Sein Bedienter, der sogleich vernommen wurde, gestand, daß ihn Alonzo durch eine Summe Geldes zu diesem Bubenstück verführet, und ihm den Brief an die Prinzeßin gegeben habe, mit dem Auftrage, ihn der Kammerfrau einzuhändigen, als ob er von dem Prinzen Ludewig komme: setzte nun zu diesen Entdeckungen dem Herzoge noch die Umstände hinzu, daß er das Geheimniß des Orts, wo Rheinau und die Prinzeßin ihre Zusammenkunft hielten, niemanden, als seiner Gemahlin entdeckt hatte, und daß der eine Mörder ihr begünstigter Bedienter war, und der andere von diesem bloß abgehangen hatte, so schien ihm kein Zweifel mehr übrig zu bleiben, daß sie allein die Urheberin der ganzen Frevelthat sey.

Der Herzog ließ ihr also Wache setzen, und ihr den Proceß machen. Sie leugnete zwar alles, mit der unverschämtesten Hartnäckigkeit; aber die Anzeigen gegen sie waren zu stark, als daß sie der Ueberführung ganz hätte ausweichen können. Sie wurde für schuldig erkannt,

kannt, und nur auf der Gnade des Herzogs beruhte das Urtheil ihrer Strafe.

Es jammerte den menschenfreundlichen Fürsten ungemein, daß er eine Person, die er so zärtlich liebte, der Gerechtigkeit zum Opfer hingeben sollte. Und würklich würde vielleicht das Gefühl seiner Zärtlichkeit für sie, über die Strenge der Gesetze in seinem Herzen die Oberhand behalten haben, wenn ihm nicht zu ihrem Unglück, am Ende noch ein Gedanke, der ihm längst hätte einfallen können, gegen sie empöret hätte, der nemlich, daß er der wahren Ursache ihres Haßes gegen Rheinaun und der Prinzeßin nachzuspüren anfieng. Dieser Haß war ihm zu unnatürlich und zu weit getrieben, als daß er nicht eine ganz besondere Ursache deßelben hätte ahnden sollen. Er befragte Rheinaun darüber, und setzte ihm scharf deswegen zu. Der großmüthige Jüngling hielt zwar noch lange damit hinter dem Berge, und wollte durchaus nicht mit der Sprache heraus. Aber der Herzog drang unter der Bedrohung seiner höchsten Ungnade so sehr in ihn, daß er endlich die ganze Sache gestand.

Alles hätt' ihr der gutmüthige Fürst verziehen. Aber der Gedanke, daß sie eine so niedrige Untreue an ihm begehen, und das Mißlingen derselben auf eine so grausame und hinterlistige Art hatte rächen wollen, ertödete vollends alle seine noch übrigen Empfindungen der Zärtlichkeit für sie. Er schenkte ihr zwar das Leben, ließ sich aber von ihr scheiden, und verbannte sie auf Lebenszeit in ein Kloster. Nur den Prinzen, den sie bald drauf zur Welt brachte, nahm er zu sich, und erklärte ihn zu seinem Nachfolger. In der Folge aber vermählte er sich wieder mit einer sehr schönen und tugendhaften Prinzeßin, aus einem der besten teutschen fürstlichen Häuser, und führte in dieser Ehe ein sehr glückseliges Leben. Rheinau hingegen wurde in den Grafenstand erhoben, und fand in den Armen seiner Gemahlin, der Prinzeßin Johanna, das Glück, das er nie erwartet hatte.

XII.

Untreu' und doch keine.

Eine Geschichte zur Warnung.

Am Hofe eines der ersten teutschen Fürsten, lebte der Graf von Sct. Vincent, aus einem alten französischen Geschlecht, ein junger, feuriger Herr, von großem Genie, und in Staatswißenschaften ein Meister. Er führte den Titel eines geheimen Raths, war aber im Grunde der Vertraute des Fürsten, und wurde von ihm in den wichtigsten Staatsgeheimnißen gebraucht. Oft sandte ihn der Fürst in dergleichen Geschäften an auswärtige Höfe, und schon mancher schwierige Plan war von ihm durchgesetzt, und manche Intrique durch ihn ausgeführet worden. Sein Herz war im Grunde gut und edel, aber sein Temperament etwas flüchtig, und sein Karakter ein wenig hinterlistig und verschloßen. Von Figur war er überaus schön, und sein Betragen riß aller Herzen an sich.

Wie er hier in dieser Geschichte auftritt, war er seit drey Jahren an eine junge Dame ver-

vermählet, die mit ihm fast einerley Temperament und einerley Karakter besaß. Antoinette, so hieß die Gräfin, war eine blendende Schönheit. Eine mittlere runde und volle Figur — ein bezaubernder Wuchs — große, schwarze, feurige Augen — ein langes, schwarzes, lockigtes Haar — eine entzückende Gesichtsbildung — eine blendende Weise, und eine lebhafte Farbe — alles dieß hatte sie der Natur, der Kunst aber eine gewiße Gewandheit, und eine ziemliche Portion von kleiner muthwilliger Laune, die sie zur angenehmsten Gesellschafterin machte, zu danken. Man hielt sie für flatterhaft, und — wenigstens für leichtsinnig; aber man that ihr Unrecht. Sie war die tugendhafteste Frau, und die rechtschaffenste Gattin am Hofe.

Bey allem Feuer, und bey allen Jugendkräften dieser beyden Eheleute war doch, zu jedermanns Bewunderung ihre Ehe bisher ganz unfruchtbar geblieben, ein Umstand, der den Grafen nicht wenig ärgerte, und ihm sogar einen Theil seiner sonst sehr zärtlichen Leidenschaft für Antoinetten raubte. Der Gedanke einen Sohn zu besitzen, hatte für ihn

die

die grösten Reize, und erschöpfte alle seine häuslichen Wünsche. Schon trieb er sein Verlangen darnach so weit, daß er auf den Einfall kam, dafern ihm seine Gemahlin keinen Sohn brachte, sich auf eine andre Weise dazu zu verhelfen. Doch lebte er mit seiner Gattin in der vollkommensten Eintracht, und ließ ihr nicht das mindeste von seiner Unzufriedenheit über ihre Unfruchtbarkeit merken.

Die innigste Vertraute der Gräfin war die Schwester ihres Gemahls, ein Frauenzimmer von ganz besondern Eigenschaften. *Laura*, so war ihr Name, stand schon im fünf und dreyßigsten Jahre ihres Alters, und war unverheyrathet. Ihr Entschluß ehelos zu bleiben, hatte nicht sowohl Mangel an zärtlichen Empfindungen, als vielmehr die Ueberzeugung zur Ursache, daß sie als Frauenzimmer wenig Reize besaß. Sie war von ungewöhnlich langer Statur, sehr hager, und glich mehr einer Mannsperson, als ihrem Geschlechte. Aus Besorgniß, sie möchte keinen Mann bis zur festesten Beständigkeit und Treue an sich fesseln können, beschloß sie im ledigen Stande zu bleiben, und die zärtlichen

Em=

Empfindungen ihres Herzens, bloß der Freundschaft zu widmen. In dieser Absicht nahm sie ihre Wohnung bey ihrem Bruder, dem sie überaus gewogen war. Am meisten aber liebte sie ihre Schwägerin, und wurde von dieser mit gleicher Zärtlichkeit belohnet.

Um die Zeit nun, da eben der Graf über die Unfruchtbarkeit seiner Gemahlin so mißvergnügt zu werden anfing, bekam diese eine Kammerjungfer, die unter die schönsten und vortreflichsten ihres Geschlechts gehörte. Sie war die sanfteste, edelste und tugendhafteste Seele; und ihre Figur hatte, außer der Gesichtsbildung, eine bewundernswürdige Aehnlichkeit mit der Gräfin. Dieß, und noch mehr ihr gutes, theilnehmendes Herz fesselte die Gräfin, und ihre Schwägerin so fest an sie, daß sie Amalien — so hieß das liebenswürdige Mädchen — in ihre Freundschaft aufnahmen, und sie fast gar nicht, als Untergebene behandelten.

Anfänglich reizte die Schönheit dieses Mädchens blos die Aufmerksamkeit des Grafen. Er sahe sie gern, sprach gern mit ihr, und so schlich sich bald eine Leidenschaft für sie in sein

Herz ein, die ihn höchst unruhig zu machen begann. Er that zwar das seinige im Kampfe gegen die aufsteigende Macht dieser unedlen Empfindungen, aber sie waren zu süß, als daß sie nicht bald über seine wenige Stärke hätten siegen sollen. Je öfter er Amaliens Reize täglich vor seinen Augen entfaltet sah, desto tiefer wurzelte sich seine Leidenschaft für sie in sein Herz ein. Und eben diese Leidenschaft führte endlich einen Gedanken in ihm herbey, den er sehr sinnreich durch folgende Ausflüchte zu rechtfertigen suchte:

„Wenn auch meine Liebe zu Amalien, so schloß er,

„in den Augen der Welt für Untreue an meiner Gemahlin angesehen wird, so ist sie das doch in der That nicht. Was man hier Untreue nennt, beruht auf blossem Vorurtheil. Antoinette ist unfruchtbar. Mein Herz aber verlangt einen Sohn; mein Name, und mein Vermögen machen mirs sogar zum Bedürfniß, einen Erben zu haben. Warum sollt' ich meinem Herzen, und der Nothwendigkeit nicht Gnüge thun, mit Amalien

einen Sohn zu zeugen, da meine Gemahlin mir keinen bringen kann? — widerfährt der leztern wohl dadurch ein Unrecht? — und — kann ich ihr nicht dieselbe Hochachtung widmen — mit derselben Liebe ihr begegnen — dieselbe Zärtlichkeit gegen sie beybehalten, als ob ich nie eine andre neben ihr geliebt hätte? Ja, das werde ich; nie soll meine Gemahlin eine Veränderung an mir spüren, und nie soll sie sich darüber beklagen dürfen, daß ihr Amalie mein Herz geraubt hätte. Was hindert mich also meine Neigung zu befriedigen? was brauche ich mir Zwang anzuthun, da ich ohne jemandes Nachtheil mein Vergnügen befördern kann? —

Da er diesen Entschluß gefaßt hatte, säumte er auch nicht, ihn auszuführen. Er gab Amalien seine Liebe zu erkennen, und klagte ihr seine Leiden vor, fand aber kein Gehör bey ihr. Das Mädchen war tugendhaft, hatte Verstand, und liebte ihre Gebieterin zu zärtlich, als daß sie nur den Gedanken einer so großen Untreue an ihr hätte ertragen können.

Doch

Doch der Graf ließ sich damit noch nicht abweisen. Er wiederholte seine Anträge, so oft er nur Gelegenheit dazu fand, bot ihr die reichsten Geschenke an, die sie aber allemal ausschlug, und that ihr noch größere Versprechungen, wenn sie sich entschlöße ihn, wie er sich ausdrückte, glücklich zu machen. Aber alles vergebens. Amalie blieb unerschüttert. Je stärker die Zudringlichkeiten des Grafen wurden, desto muthiger widerstand sie: Schade, daß ihre Härte keine andre Würkung hervorbrachte, als die Begierden des verliebten Grafen, an statt sie zu mindern, nur noch heftiger anzuflammen! —

Eine starke Versuchung stand ihr bevor. Wir wollen sehen, ob sie ihr unterlag, oder nicht.

Der Graf bekam einen geheimen Auftrag von seinem Fürsten, der ihn nöthigte, sich auf einige Zeit an einem andern Hofe aufzuhalten. Da er zu Ausführung seines Geschäfts an jenem Hofe, ohne Aufsehen, und wo möglich, ganz unerkannt leben muste, so konnte er seine Gemahlin nicht mitnehmen. Amalie blieb also auch zu Hause. Er aber verzwei-

 felte

felte an seiner künftigen Ruhe und Glückseligkeit, wenn er nicht vorher die so oft, und so sehnlich schon gewünschte Gunstbezeigung von ihr genoßen hätte. Und das war es denn, was er nun zu erlangen suchte, mit dem Vorsatze, das Kleinod zu erobern, es möge auch kosten was es wolle.

Der Zufall war ihm gewißermaasen dazu beförderlich. Zwey Tage vor seiner Abreise giengen seine Gemahlin und seine Schwester in eine Gesellschaft, deren Beywohnung er selbst unter dem Vorwande ausschlug, daß ihm die Vorbereitungen zu seiner Reise keine Zeit zu Gesellschaften mehr übrig ließen. So bald indeß seine Gemahlin und seine Schwester weg waren, suchte er Amalien auf. Er fand sie im Zimmer der ersteren mit Wäschplatten beschäftiget. Sie war im niedlichsten Negligee gekleidet: denn die Hitze des Tages, und ihre erwärmende Arbeit hatten sie bewogen, sich so leicht als möglich anzuziehen. Ein großer Theil ihrer körperlichen Schönheiten gab durch die luftige leichte Bekleidung dem Auge ein bezauberndes Schauspiel. Ihre schneeweisen Arme wetteiferten mit dem Silber=

berglanze eines Busens, deßen Fülle bey der Bewegung seiner Besitzerin, oft aus seinen Schranken sich hervordrängte. Einer frischen Rosenblüthe auf einem Schneegefilde glichen ihre Wangen, und aus ihren großen schwarzen Augen strahlte ein unwiderstehliches Feuer.

Das kälteste Herz eines Greisen würde bey diesem Anblicke geschmolzen seyn; wie hätt' er das Blut des von Liebe schon so heftig entglühten Grafen nicht in die wütendsten Flammen setzen sollen? — Das gute Mädchen erschrack bey seinem Eintritte, daß sie zitterte: denn sie glaubte den Grafen nicht zu Hause, sondern mit in der Gesellschaft seiner Gemahlin. Er merkte sogleich ihre Verlegenheit, und faßte ihre Hand, unter den Worten:

„Du fürchtest Dich doch nicht vor mir, mein gutes, schönes Mädchen? — Himmel! wie bezaubernd siehst Du aus! ich möchte Deine Reize verschlingen. — Sag mir, wie kannst Du so schön und doch so grausam gegen mich seyn? —

Amalie hatte sich vor Schrecken noch kaum besinnen, geschweige denn sich gegen den Angriff des Grafen vertheidigen können, so hatt'

er sie auch schon in seine Arme genommen, sie auf seinen Schooß gesetzt, und ihr eine Menge Küße gestohlen, die sie wie Feuerfunken brannten.

So sehr indeß diese cavaliermäßige Behandlung die gute unschuldige Amalie in Verlegenheit setzte, so faßte sie sich doch bald, und behielt die erforderliche Besonnenheit. Sie suchte sich aus den Armen des Grafen loß zu machen. Da aber ihr Versuch fruchtlos ausfiel, so brach sie in Thränen aus, und sagte mit vieler Empfindlichkeit:

„ich bin zwar nur eine Bediente, gnädiger Herr! aber diese Angriffe auf meine Ehre und Unschuld thun mir doch in der Seele weh.

Mit Lachen antwortete der Graf:

„Du thust, und sprichst wie ein Kind, das heute erst in die Welt kommt. Was helfen Dir denn Deine Reize, wenn Du nicht damit wuchern, und die Vergnügungen, die sie Dir darbieten, wenn Du sie nicht genießen sollst? nenne also das nicht Angriffe auf Ehre und Unschuld,

was Feuerstrahlen meiner Leidenschaft für Dich sind! denke nicht, daß ich Dich unglücklich machen will! nur den vollen Kelch der berauschendsten Entzückungen will ich Dir reichen, und Dich dann auf immer glücklich machen. Deine so genannte romanhafte Tugend wird Dir das nie einbringen, was ich für eine einzige Nacht an Deiner Seite thun will. Uebermorgen verreise ich auf eine lange Zeit. Und diese Zeit würde mir einer Hölle gleichen, wenn ich nicht vorher noch die ganze Wonne Deiner Reize genoßen hätte. Also nur um die lezte Nacht vor meiner Abreise bitte ich Dich. Diese Bitte kannst und must Du mir gewähren, wenn Du mich nicht rasend machen, und Dein eignes Glück mit Füßen treten willst. Ich habe allen Deinen Einwürfen schon begegnet, und auf jeden Fall für Dich gesorgt. Erreiche ich durch diese Nacht einen andern Wunsch, woran meine ganze Seele hängt, so wird Dein Kind mein Erbe, und Dich verheyrathe ich mit einer so reichen Aussteuer, daß Du Deine künftigen Tage im Glanz und Ueberfluß

sollst hinleben können. Willst Du mich nun erhören, liebes Mädchen, so sprich das Wort meiner Beruhigung aus, und ich harre dieser seligen Nacht mit der brennendsten Sehnsucht entgegen.

Amalie war froh, daß er die Befriedigung seiner Lüste nicht sogleich von ihr verlangte. Und da ihr schnell ein Gedanke durch den Kopf fuhr, den unsre Leser in der Folge erst erfahren können, so bezeigte sie sich etwas nachgebender gegen die Zudringlichkeiten des Grafen, machte ihm zur Erfüllung seiner Wünsche einige entfernte Hofnung, und gestattete ihm sogar zum Beweiß ihrer Einstimmung in seinen Plan, einige kleine Freyheiten.

„Nur Bedenkzeit müßen Sie mir laßen, bis morgen,

sagte sie dann,

„ich muß erst sehen, wie die Umstände stehen, und wie ich die Sache einrichten kann, daß Ihre Gemahlin nicht dahinter kommt; sonst wären wir beyde verloren.

Der

Der Graf billigte diese Vorsicht, und versprach ihr, in der festen Hofnung, daß sie sich ergeben würde, ihre gewiße Entschließung bis den folgenden Tag abzuwarten. Sie trafen hierauf die Verabredung, einander an einem gewißen Orte zu treffen, und dann die Sache so einzuleiten, daß niemand das geringste davon sollte merken können. Auf die Weise wurde nun Amalie izt ihren Besuch loß, und der Graf war entzückt darüber, daß er einen so großen und wichtigen Schritt in seiner Liebe gethan hatte.

Mit größter Ungeduld harrte er indeß dem kommenden Tage entgegen. Er kam, und Amalie fand sich zur bestimmten Stunde an dem verabredeten Orte ein. Sie gab ihm die entzückende Nachricht, daß sie sich entschloßen habe, in sein Verlangen zu willigen. Sie würde also die Thür ihres Zimmers offen lassen, damit der Graf ungehindert hinein könne; zweyerley aber müße sie, um nicht von seiner Gemahlin entdeckt zu werden, zur Bedingung machen. Erstlich dürfe der Graf, so lang er bey ihr sey, kein lautes Wort reden, und sich überhaupt, wo möglich, alles Sprechens und

alles Geräuschs enthalten: denn da ihr Zimmer von dem seiner Gemahlin nur durch eine sehr dünne Wand unterschieden sey, so könne man im leztern auch die leissesten Worte, und die mindeste Bewegung vernehmen: sodann dürfe der Graf auch nicht die ganze Nacht, sondern bloß ein paar Stunden bey ihr bleiben, damit er Zeit gewinne, seine Gemahlin noch zu besuchen, die außerdem es sehr übel nehmen würde, wenn er ihr die lezte Nacht vor seiner Reise nicht noch beywohnte.

Der Graf fand diese Bedingungen sehr vernünftig, und versprach, sie aufs pünktlichste zu erfüllen. Eine glühende Umarmung versiegelte die beyderseitigen Versprechungen, und der Graf war ganz trunken von Vergnügen darüber, daß ihm sein Plan so gut gelungen war.

Vor allen Dingen sagte er seiner Gemahlin, daß er die folgende Nacht nicht zu Hause seyn könne, weil er solche mit dem Fürsten in seinem Kabinet zubringen müße, welcher über die Angelegenheiten seiner Reise noch vielerley im Geheim mit ihm zu verabhandeln habe. Davon aber ließ er ihr kein Wort merken,

daß er nichts destoweniger Willens sey, sie diese Nacht noch zu besuchen: denn er hatte sich vorgenommen, sich, des Amalien gethanen Versprechens ungeachtet, nach den Umständen zu richten, und sich nicht dadurch zu binden, daß er seiner Gattin noch einen Besuch verspräche. Die Gräfin ließ sich das alles sehr gern gefallen, und bezeigte nicht den mindesten Verdruß darüber, daß sie diese Nacht den Zuspruch ihres Gemahls entbehren solle; worüber aber der Graf sich würklich schon ein wenig wunderte.

Indeßen sorgte er dafür, daß er seine Abfertigung vom Fürsten bey Zeiten bekam, und sich um 10 Uhr von ihm beurlauben konnte. Er hatte Befehl gegeben, daß seine Bedienten sich früh zu Bette legen sollten, indem er sich, wenn er nach Hause käme, selbst ausziehen wolle. Blos der Kutscher blieb auf, der ihn denn um 10 Uhr ins Haus ließ, und ihm das Nachtlicht anbrannte.

Mit diesem schlich sich nun der Graf erst ganz leise auf sein Zimmer, das gleich neben seiner Gemahlin Schlafgemach war. Er fand alles still, und wie im tiefen Schlaf liegend.

Nicht

Nicht die leiseste Bewegung vernahm er im Zimmer der Gräfin. Schnell zog er sich aus, nahm seinen Schlafrock um, ließ das Nachtlicht in seinem Zimmer brennen, und eilte, so leise er nur konnte, zu Amalien.

Er fand die Thür nur angelehnt; aber im Zimmer alles so dunkel, daß er nicht das mindeste sehen konnte. Mit den Händen fühlte er nach ihrem Bette, und da er eine leise Bewegung darinnen hörte, so legte er sich hinein. Sein Gefühl überzeugte ihn bald, daß er den Gegenstand seiner Begierden darinnen fand. Amalie sagte so leise, daß er es kaum vernehmen konnte, er solle ja nicht reden, und kein Geräusch machen; denn die Gräfin sey wahrscheinlich noch wachend, sie habe sie husten hören. Doch unser Verliebter verdarb auch die Zeit nicht mit reden. Er schloß die Beute seiner Leidenschaft in seine Arme, und fühlte all' die Fülle und Ründung eines jungen Mädchens, deren kraftvolle Reize ihn von der Gewißheit, daß ihm für Amalien keine andre untergeschoben sey, gar bald überzeugten. Zwey Stunden lang schwelgte er im Genuß eines Vergnügens hin, das ihm selbst die Freuden

den seiner Bräutigams Nacht zu übertreffen schien. Amalie kam seinen ausschweifendsten Wünschen zuvor, und all' ihre vorige Sprödigkeit schien mit dem ersten Kuße, den er ihr hier gab, völlig verschwunden zu seyn. Gesprochen wurde nur sehr wenig, und so leise, daß ihre Seufzer fast noch lauter, als ihre Worte ertönten.

Zwischen zwölf und ein Uhr erinnerte endlich Amalie den Grafen an sein Versprechen, sie zu verlaßen, und seine Gemahlin noch zu besuchen. Er wollte zwar anfangs nicht daran; aber seine Bettgenoßin drang deswegen so heftig in ihn, daß er endlich Anstalt machte, sich dazu zu bequemen. Indem er ihr nun den lezten Kuß gab, um sie endlich zu verlaßen, zog sie ein kleines versiegeltes Schächtelchen aus dem Bette hervor, und sagte:

„Die Dankbarkeit dafür, daß ich mich Ihren Wünschen so ganz hingegeben habe, erfordert nun auch von Ihnen, daß Sie mir die Bitte gewähren, dieses kleine Andenken von mir anzunehmen, das ich Ihnen aber blos unter der Bedingung gebe, das Schächtelchen eher nicht zu eröf=

eröfnen, als bis Sie von Ihrer Reise wieder zurückgekommen sind. Wahrscheinlich werden Sie mich dann schwanger finden. Sie wissen, was Sie mir in dem Falle versprochen haben. Diese Kleinigkeit wird Sie also überzeugen, daß Sie diese Nacht die rechte Person umarmet haben; denn niemand, als ich, kann die Besitzerin deßelben seyn.

Der Graf versicherte sie zwar, daß er dieser Ueberzeugung nicht bedürfe, indem ihn die genoßenen Vergnügungen schon hinlänglich überzeugt hätten, daß ihm für seine liebe Amalie keine andere untergeschoben worden sey. Um ihr aber auch nicht die mindeste Gelegenheit zum Mißtrauen in seine Redlichkeit zu geben, nahm er das Schächtelchen von ihr an, und verließ sie mit der Versicherung, daß er es würklich eher nicht, als nach seiner Zurückkunft eröfnen wolle.

Hierauf schlich er sich ganz leise wieder auf sein Zimmer. Hier nahm er erst etwas von einem stärkenden Tranke zu sich, brannte dann an seinem Nachtlichte einen Wachsstock an, und gieng damit nach dem Zimmer seiner Gemahlin,

mahlin, um sie zu überraschen, und in ihren Armen die Vergnügungen noch zu wiederholen, die er eben in so zahlreichem Maaße bey Amalien genoßen hatte.

Aber welch' ein empörender Auftritt erwartete seiner hier! und — wie empfindlich wurde er für seine eben begangene Untreue bestraft! — leise öfnete er die Thür, und trat hinein. Eben so leise näherte er sich auch mit dem brennenden Wachsstocke in der Hand, dem Bette seiner Gemahlin, deßen Vorhänge aufgeschlagen waren. Aber bey dem Anblicke, der sich ihm hier darstellte, glaubte er vor Entsetzen in Ohnmacht zu fallen.

Statt einer Person lagen ihrer zwey im Bette, und die eine davon schien eine Mannsperson zu seyn. Die Gräfin lag auf der rechten Seite, ihr Gesicht war aber völlig in das Kopfkissen verhüllt; die andre Person hingegen hielt sie mit beyden Armen umschlungen, und ruhte mit dem Gesichte auf dem entblößten Busen der Gräfin, deßen Fülle den größten Theil dieses Gesichts bedeckte. Beyde lagen im tiefsten Schlafe, und schienen der sanftesten Ruhe nach einer froh durchwachten Nacht

zu genießen. Was dem Grafen keinen Zweifel über die Untreue seiner Gemahlin übrig ließ, war ein völliger Mannshabit, der ihm auf einem Stuhle neben dem Bette in die Augen fallen muste, und der starke Gliederbau der Person, in deßen Armen die Gräfin lag.

Ein qualvollerer Zustand, als der war, worein dieser Anblick den Grafen setzte, läßt sich unmöglich denken. Alle Martern eines bösen Gewißens vereinigten sich mit den wütendsten Leidenschaften, bald sein Herz in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung hinab zu stürzen, bald seine Seele im Sturme seiner Bewegungen empor zu schleudern. Schaam vor sich selbst, Eifersucht und Rache entflammten ihn wechselsweise so heftig, daß er zitterte, und kaum seiner Handlungen mehr mächtig war. Ungeachtet seiner Untreue liebte er seine Gemahlin doch immer noch mit der glühendsten Leidenschaft. Der Gedanke des Falls ihrer Tugend war ihm so unerträglich, als die Ueberzeugung, daß er sich von ihr so gemißhandelt sah. Gleichwohl fühlte er auch die schreckliche Wahrheit, die ihm gar keinen Trost übrig ließ, daß er diese Strafe verdienet hatte, und

seiner Gemahlin in der Untreue vorausgegangen war. Ohne die größte Ungerechtigkeit an ihr zu begehen, konnte er sich nicht rächen, und dieß stürzte ihn in Verzweiflung. Vor Wuth über sich selbst knirschte er mit den Zähnen, und mehreremal riß ihn der Ungestüm seines Zorns so weit hin, daß er schon im Begriff stand, die so ruhig schlafenden aufzuwecken, und ihnen die ganze Macht seiner Rache fühlen zu laßen. Aber der Gedanke, daß er selbst der größte Verbrecher war, und daß er nur mit schimpflichster Schaam seiner Gemahlin vor Augen treten konnte, hielt ihn immer wieder von diesem Vorsatze zurück. Hätt' er einen Dolch gehabt, er würde ihn in der Wuth erst seiner Gattin, und dann sich selbst in die Brust gestoßen haben. Endlich bezwang er seine aufbrausende Wuth doch so weit, daß er einigen ruhigern Ueberlegungen nachhängen konnte. Sie künftig von ihrer Untreue zu überzeugen war das, wornach er izt am meisten trachtete. Dieß führte ihn dann auf einen besondern Einfall, den er auch sogleich ausführte. Er nahm eine kleine Scheere von der Toilette hinweg, und schnitt damit nicht nur seiner Gemahlin eine von denen,

auf ihre Brust herab wallenden Locken ab, sondern auch dem Manne, der bey ihr lag, einen ziemlichen Pitschel Haare aus seinen Zopfhaaren heraus. Diese Haare steckte er zu sich, und begab sich sodann ohne Lärm zu machen, wieder auf sein Zimmer.

Ob er würklich im Stande sey, durch dieses Mittel seine Gattin von ihrer izigen Untreue zu überzeugen, ob die Gräfin nicht allemal sagen konnte, er könne ihr diese Haarlocke immerhin im Schlafe abgeschnitten haben, ohne daß daraus folge, daß eine Mannsperson bey ihr im Bette gelegen hätte, und die übrigen Haare könne er, wer weiß von wem, erhalten haben? dieß fiel ihm erst ein, da er sich wieder in seinem Zimmer befand. Es fieng ihn nun erst an zu ärgern, daß er durch diesen unüberlegten Einfall sich an seiner Rache hatte hindern laßen, und voller Unwillen schloß er die entwendeten Haare mit samt dem versiegelten Paquetchen, das er von Amalien erhalten hatte, in sein Pult.

Allen Schlaf verbannte der Aufruhr seiner Seele aus seinen Augen. Von einer Betrachtung zur andern rißen ihn die ihm eben begegneten

neten Abentheuer hin. Bald erinnerte er sich mit Entzücken der Wollüste, die er in Amaliens Armen genoßen hatte; bald preßte ihm eben diese Erinnerung die tiefsten Seufzer über die Verschuldung der Untreue seiner Gemahlin, die er sich selbst vorwerfen muste, aus. Bald verachtete er sich selbst, und bald seine treulose Gattin. Bald brannte seine Wuth über sie, bald über sich selbst loß. Angst, Schmerz und Verzweiflung trieben ihn von einer Ecke seines Zimmers zur andern, und warfen ihn bald darnieder, bald rißen sie ihn wieder auf.

Als er mitten unter diesen Beängstigungen, die Zimmerthür seiner Gemahlin öfnen, und jemanden heraus gehen hörte, so hätte ihn der Trieb seiner Eifersucht beynahe hingerißen, seinem sich entfernenden Nebenbuhler zu folgen, und ihm seinen Degen durch den Leib zu rennen. Aber noch hielt ihn die Erinnerung an seine eigne Vergehung von diesem blutgen Unternehmen zurück. Er stampfte vor Wuth einigemal mit dem Fuße auf, biß sich in die Lippen, und warf sich Verzweiflungsvoll wieder auf einen Stuhl nieder.

Der Morgen begann, und noch hatte er keine Ruhe. Sein Bedienter kam, um ihm zu melden, daß es Zeit zum Aufstehen sey. Nicht wenig wunderte er sich, daß er seinen Herrn so außerordentlich unruhig fand. Doch nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Er muste sich faßen, und — er that es, so gut er konnte. Hierauf zog er sich an, und gab Befehl zum Aufpacken. So schleunig, als nur möglich sey, beschloß er abzureisen. Denn der Genuß der freyen Luft — — glaubte er — würde ihn zerstreuen, und die Neuheit der Gegenstände auf der Reise sein Herz beruhigen.

Eben wie er mit seinem Anzuge fertig war, trat die Gräfin herein, und Amalie, die das Frühstück besorgte, folgte ihr. Das erste, wornach der Graf bey seiner Gemahlin sahe, waren ihre Locken. Aber vergebens: denn sie hatte eine Schlaufhaube auf, die kein Häärgen sehen ließ. Dieser Umstand bestärkte ihn um so mehr in der Ueberzeugung von der Untreue seiner Gemahlin, da sie sonst des Morgens immer mit fliegendem Haar zu gehen pflegte. Uebrigens sahe sie etwas blaß aus.

Ihre

Ihre Augen waren trübe, und so matt, als ob sie die ganze Nacht kein Auge zugethan hätte. Amalie hingegen, die ebenfalls noch in der Schlafhaube gieng, blühte, wie eine, vom Morgenthau gelezte Rose, und aus ihren großen schwarzen Augen strahlte ein Feuer, das dem Grafen durch das innerste der Seele drang. Sie lachte ihn an, und setzte ihn durch gewiße schalkhafte Winke und bedeutende Mienen in die größte Verlegenheit. Aufs höchste aber stieg seine Unruhe, als die Gräfin ihn in ihre Arme schloß, ihn auf das zärtlichste küßte, und schmeichelnd zu ihm sagte:

„Wenn werd' ich Dich wohl wieder sehen, lieber Graf? ach, wie eine Ewigkeit wird mir die Zeit Deiner Entfernung dauern. Bleib ja nicht lange weg! ich habe keine ruhige Stunde ohne Dich.

„Verdammte Heuchlerin!

dachte der Graf, aber er hielt seinen Unwillen zurück, und antwortete bloß:

„Sie werden sich die Zeit schon zu vertreiben wißen. Eine so junge, schöne Frau, wie Sie, wird auch ohne mich,

Unterhaltung genug finden. Machen Sie indeß, was Sie wollen! wenn ich zurück komme, sprechen wir vielleicht aus einem andern Tone mit einander.

Die Gräfin merkte seine Stiche wohl; sie sahe seine Kälte gegen sie. Aber sie wunderte sich eben so wenig darüber, als sie ihn gewahr werden ließ, daß sie ihn verstand. Mit lauter schmeichelnden Reden, und dem wärmsten Abschiedskuße begleitete sie ihn am Wagen. Amalie folgte ihr mit heiterer Miene, und warf dem Grafen, der ihr kaum ein kaltes: Adieu, Malchen! zurufen konnte, einige lächelnde Blicke zu. Er aber blieb in seinem Kaltsinn gegen beyde, und in seiner ängstlichen Düsternheit verschloßen, bis der Wagen abfuhr. Er schämte sich vor beyden, vor seiner Frau, und vor Amalien; jedes ihrer Worte war ihm ein Vorwurf seiner Untreue, jeder ihrer Blicke ein Dolchstich ins Herz. Nur dann athmete er wieder freyer, als er die weite lachende Flur vor Augen, und die Residenz im Rücken hatte.

Hier vergaß er endlich seine eigne Schuld ganz, um sich in seinen Betrachtungen bloß

mit

mit der Untreue seiner Gemahlin zu beschäftigen.

„So ist es denn würklich andem,

dachte er bey sich selbst,

„daß ich ein treuloses Weib habe! so ist ihre bisherige Anhänglichkeit an mich, ihre so schön ausstudierte Tugend lauter Masque gewesen! so waren sie alle erheuchelt, diese Empfindungen der Zärtlichkeit, die sie mir noch heute bewieß! — verdammtes Nattergeschlecht! du bist es nicht werth, daß man dir eine Thräne weiht! — wie künstlich hat mich nicht diese Betrügerin hintergangen! hab' ich wohl jemals nur die mindeste Spur von dieser Untreue an ihr entdeckt? Ach! wär' ich doch immer in dieser seligen Unwißenheit geblieben! warum hat sie gerade diese Nacht, die lezte vor einer langen Reise, dazu gewählt, mich aus diesem süßen Irrthum zu reißen? — hätte sie nicht warten können, bis ich fort war? wer hinderte sie denn noch daran? o, unbesonnene! du hättest es klüger anfangen sollen, wenn du deinen Mann hinterge-

hen wolltest. Aber, wer war wohl der Glückliche, der so viel über ein sonst treues Weib vermochte, um sie zum entsetzlichsten aller Laster zu verführen? — Ich unvorsichtiger! daß ich ihn so durchwischen ließ, ohne ihn, wenigstens genauer anzusehen! und kann ich mich denn nicht auf jemanden besinnen, dem ich zutrauen könnte, daß er mir diese Ehre erwiesen hätte? —

Lange zerbrach er sich den Kopf mit Nachdenken darüber. Je länger er aber sich damit beschäftigte; desto heller strahlte ihm das Bild der vorherigen Unschuld seiner Gemahlin in die Augen. Kaum konnte er sich besinnen, daß sie mit einer andern Mannsperson manchmal freundlich gesprochen, geschweige denn durch ihr Betragen irgend ein geheimes Verständniß mit jemanden verrathen hätte. Nicht den entferntesten Schein einer Untreue hatte er noch an ihr bemerkt.

„Entweder sie ist die geübteste Heuchlerin unter der Sonne,

dachte er,

„oder

„oder ich bin dennoch getäuscht, ob ich gleich gewiß weiß, daß ich nicht falsch gesehen habe. — Doch — wir wollen erwarten, was die Folge ausweisen wird. —

Hier erinnerte er sich denn auch erst daran, daß er vergeßen hatte, seine Gemahlin, und ihre Aufführung in seiner Abwesenheit durch jemanden beobachten zu laßen. Noch aber war dieser Fehler zu verbeßern. In dem ersten Wirthshause, das er vorfand, kehrte er ein, ließ sich Schreibzeug geben, und schrieb an seinen vertrautesten Freund, einen gewissen Kammerherrn von Güldenau, einen kurzen Brief, worinn er ihn, unter der Entdeckung, daß er kurz vor seiner Abreise noch Ursache gefunden habe, einen Verdacht in die Treue seiner Gemahlin zu setzen, ersuchte, ihre Aufführung in seiner Abwesenheit genau zu beobachten, und sobald er nur das mindeste wahrnähme, was diesen Verdacht bestärken könne, ihm sogleich Nachricht davon zu geben. Diesen Brief sandte er mit einem bey sich habenden reitenden Bedienten, der solchen dem Kammerherrn selbst einhändigen muste, zurück,

und wartete indeß im Wirthshause die Wiederkunft deßelben ab, worauf er dann seine Reise weiter fortsetzte.

An dem Hofe, wohin sich der Graf von St. Vinzent begeben hatte, wurde er in so viel Geschäfte und Zerstreuungen verwickelt, daß er unter einem halben Jahre nicht an seine Rückreise denken konnte. Er hatte besonders den Auftrag von seinem Fürsten, eine Vermählung zwischen der Prinzeßin deßelben und dem Erbprinzen des fürstlichen Hauses, wo er sich izt befand, zu Stande zu bringen. Diesem Vorhaben aber widersetzten sich theils die Neigungen des Prinzen zur freyen Lebensart, und daß er sich zu verheyrathen überhaupt keine Lust hatte, theils die Kabalen anderer Höfe, die auf eine solche Verbindung neidisch waren, und solche aus allen Kräften zu hintertreiben suchten. Hierdurch wurde also der Graf in seinen Geschäften aufgehalten, und in manche Intrique verwickelt, die ihm den Kopf warm machte.

Er vergaß zwar seine Angelegenheiten zu Hause nicht ganz dabey. Da aber seine Liebe zu seiner Gemahlin merklich gefallen war, und

Amalie nie sein Herz, sondern bloß seine Sinne gefeßelt hatte, so überließ er sich in der Zerstreuung manchen Hofgalanterien, die er sich sonst bey der vorigen Eintracht mit seiner Gattin nie zu erlauben pflegte. Die Gräfin schrieb ihm öfters; aber er antwortete ihr nur selten, und dann auch immer mit einer gewißen Kälte, die sie jedoch aus Ursachen, welche der Leser bald erfahren wird, sehr willig, und ohne Murren ertrug. Sie fuhr also in dem bisherigen zärtlichen Tone, worinn sie an ihren Gemahl zu schreiben pflegte, nicht nur fort, sondern sie stimmte ihn sogar noch höher, je kälter die Antworten des Grafen wurden. Eine Sache, die ihn oft in Erstaunen setzte, und die er sich nur aus einem Vorfalle erklären zu können glaubte, von welchem wir bald mehr sprechen werden.

Inzwischen kam auch der Kammerherr von Güldenau dem ihm von dem Grafen gethanen Auftrage auf das genaueste nach. Aber seine schärfsten Beobachtungen reichten nicht zu, auch nur den kleinsten Flecken in der Aufführung der Gräfin zu entdecken. Je mehr er all' ihren Beschäftigungen nachspürte, desto

tadel=

tadelloser fand er sie, und desto gewißer glaubte er überzeugt zu seyn, daß der Graf in seinem Verdachte sich geirret haben müße. Alles das schrieb er treulich seinem Freunde, und setzte diesen oft in das größte Erstaunen darüber. Schon stiegen Gedanken in seiner Seele auf, die ihm allerhand mögliche Fälle aufsuchen ließen, in welcher er, seiner gewißen Ueberzeugung ungeachtet, sich vielleicht doch geirret haben, und seine Gemahlin unschuldig seyn könne. Dieß gab seinem Herzen über diesen Umstand wieder einige Ruhe, so daß er auch schon anfieng, wieder in einem wärmeren Tone an die Gräfin zu schreiben. Doch nur von kurzer Dauer war diese Ruhe, und der schrecklichste Sturm folgte bald auf diese Windstille.

Er erhielt einen Brief von seiner Gemahlin, worinn sie ihm in Ausdrücken der unbeschränktesten Freude meldete, daß sie sich schwanger befände. — Von der Bewegung, worein diese ihn erschütternde Nachricht den unglücklichen Grafen setzte, läßt sich unmöglich eine Beschreibung machen. Nur so viel können wir sagen, daß er in die heftigste Wuth ausbrach, den Brief der Gräfin in Stücken zerriß, sol-

chen

chen mit Füßen trat, und im Tone der Verzweiflung ausrief:

„Das fehlte nur noch, um mich vollends rasend zu machen! — also einen Bastard — soll ich für mein Kind anerkennen? — und das kann mir ein ehebrecherisches Weib zumuthen — mich sogar zur Freude aufrufen über die Erscheinung der Frucht ihrer Schande? — hat denn dieses Weib alle Schaam verloren? — o Gott! so tief — bis zur niederträchtigsten Heuchlerin herab zu sinken! — wer hätte das in dieser Engelsgestalt gesucht? —

Wär' ihm in der ersten Hize die unglückliche Gräfin so nahe gewesen, daß die erste Aufbrausung seines Zorns sie hätte erreichen können, er würde die grausamste Rache an ihr genommen haben. So aber erinnerte er sich bald wieder an seine eignen Sünden, und das kühlte sein Blut wieder ein wenig ab. Er beschloß, seine Rache aufzuschieben, bis er wieder nach Hause gekommen seyn würde; und antwortete indeß seiner Gemahlin keine Sylbe auf ihren Brief. Mehreremal schrieb sie zwar

wieder

wieder über diese Angelegenheit an ihn; aber er warf nun all' ihre Briefe ungelesen hin, und würdigte sie keines Anblicks, geschweige denn einer Antwort mehr.

Da sich nun indeß sein Aufenthalt in der Residenz des fremden Fürsten noch über ein Vierteljahr verzog, und er auch selbst solchen abzukürzen, sich wenig Mühe gab, so war die Meldung seiner Gemahlin von ihrer Entbindung mit einem jungen Sohne, unter den übrigen Briefen von ihr mit weggeworfen worden, ohne daß er das geringste von dieser wichtigen Begebenheit erfuhr. Er vernahm also die Nachricht davon würklich zuerst aus einem Briefe seines Freundes Güldenau, der ihn versicherte, die Ankunft des jungen Grafen stimme mit der Zeit der Abreise seines Vaters so genau überein, daß er sich völlig beruhigen könne, und über die Unächtheit des Knabens nicht die mindeste Sorge tragen dürfe. Doch der gute Güldenau wußte nicht, was die Nacht vor der Abreise seines Freundes vorgegangen war. Folglich war das, womit er ihn zu beruhigen suchte, gerade die Quelle der härtesten Peinigung für ihn. Der Graf glaubte

nun nichts gewißer, als daß die Entbindung seiner Gemahlin eben die Frucht jener ehebrecherischen Umarmungen sey, worinn er sie die Nacht vor seiner Abreise überrascht zu haben, so fest überzeugt war. Sein ganzer Plan gieng also nun auch dahin, sich, so bald er nach Hause gekommen seyn würde, von ihr gänzlich zu trennen, ihr Verbrechen zu offenbaren, und den Scheidungsprozeß wider sie zu erheben.

Mit diesem Entschluß trat er auch nunmehr, da seine politischen Geschäfte glücklich geendiget waren, fünf Wochen nach der Entbindung der Gräfin seine Rückreise an. Bey seiner Ankunft in der Residenz fuhr er sogleich vor das fürstliche Schloß, stieg daselbst aus, und flog zum Fürsten, um ihm den glücklichen Erfolg seines Auftrags zu hinterbringen. Wie er hier wieder beurlaubt war, muste er denn endlich doch nach Hause, wohin er nun auch mit schwerem gepreßten Herzen fuhr. Er wafnete sich zwar mit Muth und Standhaftigkeit, um seiner Gemahlin gleich bey seinem Eintritte seine Ungnade anzukündigen, und ihr alle die bittern Wahrheiten zu sagen, die sie seiner Ueberzeugung nach, so wohl um ihn verdient hatte.

Allein es wartete hier ein Auftritt auf ihn, den er eben so wenig vermuthete, als solcher ihn vielmehr gegen seine Gemahlin gänzlich entwafnete. Die Gräfin saß im reizendsten Negligee, ein wenig blaß, doch schön, wie der erste Frühlingstag nach den Stürmen eines rauhen Winters, auf ihrem Wochenbette. Zu ihren Füßen saß Amalie, noch immer das Gemälde unschuldsvoller Schönheit und Tugend; oben aber am Bette, des Grafen Schwester, die seinen neugebohrnen Sohn im Armen hielt. Izt trat nun der Graf herein. — Still, und staunend betrachtete er einige Minuten diese reizende Gruppe. Die Gräfin reichte ihm ihre Hand entgegen, und sagte:

„Willkommen, lieber Mann! wohl mir, daß ich Dich wieder habe! ich habe Dir indeß den wärmsten Deiner Wünsche erfüllet. Sieh' einmal diesen Knaben! —

Würklich war auch dieses Kind der erste Gegenstand, worauf der Graf sein forschendes Auge warf. O, Vatergefühl! wie stark ist dein Triumph über die feindlichsten Empfindungen des Herzens! In das tiefste Erstaunen versunken stand der neue Vater da,

als

als er in diesem schönen und muntern Knaben den auffallend ähnlichsten Abdruck seiner selbst erblickte. Eine große namenlose Bewegung umfaßte seine Seele, und überschwemmte seine Augen mit Thränen.

„Wenn Du nicht mein Sohn bist,

sagte er,

„so muß doch die Vorstellung Deiner Mutter von mir, indem sie Dich mit einem andern zeugte, einen fürchterlichen Eindruck auf sie gemacht haben.

Dann sah' er seine Gemahlin an, die in Thränen ausbrach, und ihm noch immer ihre Hand zureichte. Aber mit Bitterkeit rief er ihr zu:

„Schändliche Ehebrecherin! — war Dir es an Deinem Verbrechen nicht genug? — willst Du mir auch noch die Frucht Deiner Schande zu meinem Erben aufdringen? —

Die sanfte Mutter antwortete mit jammernder Stimme:

„ich habe diese Vorwürfe nicht verdient — es ist Dein Sohn. —

„Mein Sohn? —

rief er,

„o entzückender Gedanke! — wenn du Wahrheit wärst! — ach Weib, das ich sonst nur anbetete! wie wollt' ich Dich izt vergöttern, wenn Du diesen Sohn nicht in ehebrecherischen Umarmungen gezeugt hättest! —

„Sey gerecht, lieber Graf!

sagte die liebenswürdige Frau,

„gerecht gegen mich, und gegen Dich selbst! — besinne Dich! — Du hast diesen Sohn mit mir gezeugt!

„Und wenn? — —

„In der lezten Nacht vor Deiner Abreise.

Wie ein Donnerschlag betäubten diese Worte den Grafen. Kaum konnte er die Frage hervorbringen:

„in der lezten Nacht? —

Ein Licht gieng in seiner Seele auf, das ihn eben so sehr erschreckte, als die Strahlen deßelben seine Seele wieder zu beleben anfiengen.

„in

„in der lezten Nacht?

rief er noch einmal, und blickte auf Amalien, die ihn mit holdseliger Miene anlächelte.

„Da lagst Du in Amaliens Bette,

setzte die Gräfin hinzu,

„und hattest — mich in Deinen Armen. —

Schaam, Schmerz und Verwirrung stürzten den Grafen darnieder. Zu den Füßen seiner Gemahlin sank er hin, hüllte sein Gesicht in ihren Schooß, und vergoß Ströme von Thränen.

„Ach! wenn das wahr wäre,

rief er mit bebender Stimme aus,

„wenn ich eben so wenig eine Untreue an Dir begangen hätte, als Du an mir — wenn würklich dieser holde Knabe mein Sohn wäre — wenn Du mich würklich so angenehm getäuscht hättest — o, dann wär' ich der glücklichste der Sterblichen. Aber — wie kann es so seyn? — ich bekenne Dir meine Vergehung — denn ich höre wohl, daß Du alles weißt — — und dann — hab'

ich Dich nicht selbst, da ich aus Amaliens Zimmer kam — in den Armen eines Mannes angetroffen? — kann ich wohl vergeßen die Raserey, in welche mich dieser Anblick stürzte? — wie kannst Du mir dieses Räthsel lösen? —

„Hast Du weiter keine Sorge, als diese,

antwortete die Gräfin,

„so beruhige Dich! ich habe Deine Tugend beßer bewahrt, als Du selbst. Und Dank sey es diesem edlen, treuen Mädchen, die Dich nicht so tief fallen ließ, als Du selbst wolltest! — eben sie lag in meinem Bette, wie ich mich noch in dem ihrigen befand, und die Person, die bey ihr lag, und die Du für einen Mann ansahst, war niemand anders — als hier meine beste Freundin — Deine Schwester. —

„Wie? — so künstlich hättet ihr meine Tugend bewahrt? —

versetzte der Graf,

„aber noch ist mir es unglaublich, wie ich mich selbst so sehr hätte täuschen kön-

können. Ach! Beste Deines Geschlechts! wenn Du mich ganz davon überzeugen — alle meine Zweifel heben könntest! —

„Geduld, lieber!

sagte die Gräfin,

„höre mich an! es soll alles so klar, wie die Sonne, da vor Dir stehen. — Daß Du Dich in Amaliens Reize verliebtest, verzeih ich Dir gern. Sie ist würklich ein bezauberndes Geschöpf. Aber ich merkte Deine Leidenschaft wohl, so schlau Du sie auch vor mir zu verbergen suchtest. Doch stellte ich mich ganz blind dabey. Amaliens Redlichkeit rettete mich von den Ausbrüchen meines Verdrußes darüber. Sie klagte mir Deine Angriffe auf ihre Tugend, und entdeckte mir Deinen Plan, in der lezten Nacht vor Deiner Abreise, ihre Umarmungen zu genießen. Ich gerieth auf den Einfall, zugleich mit der Erhaltung Deiner Tugend, Dich für den Vorsatz Deiner Untreue, durch Eifersucht zu bestrafen. Ich entdeckte mich Deiner Schwester, und wir machten nebst Ama-

lien unsern Plan dazu. Ich legte mich in Amaliens Bette, und diese nahm das meinige in Besitz, Deine Schwester legte sich in einem Mannshemde zu ihr. Ich konnte mir leicht vorstellen, daß Du Amaliens Rath, Deine Gattin diese Nacht auch noch zu besuchen, befolgen würdest. Du kamst; ich täuschte Dich durch die Finsterniß des Zimmers, und durch das Verbot, nur sehr wenig, und sehr leise zu reden. Du glaubtest den Becher der Wollust an Amaliens Busen auszuleeren. Diese Einbildung machte Dich in meinen Armen glücklich, und die Vorsehung wollte, daß dieser Sohn meine Mühe, Dir diese Stunden zu versüßen, belohnen sollte. Beym Abschiede gab ich Dir ein versiegeltes Päckchen, das Du noch bey Dir hast, und das Dir die Wahrheit der Sache vollends ganz beweisen wird. Du verließest Amaliens Zimmer, und kamst in das meinige. Die Lage, die Amalie in meinem Bette genommen hatte, ließ Dir nicht bemerken, daß es nicht Deine Frau war. Die männliche Figur Deiner Schwester,

das

das in Amaliens Busen versteckte Gesicht derselben, die Mannskleider, die wir in dieser Absicht hingelegt hatten, alles dieß täuschte Dich, und Deine Eifersucht muste natürlich auf das heftigste davon entzündet werden. Du glaubtest mir eine Locke abzuschneiden, und sie gehört Amalien. Die Uebereinstimmung der Farbe derselben mit ihrem Haar wird Dich eben so gewiß davon überzeugen, als der Pitschel Haare, welchen Du Deiner Schwester abschnittest, Dir beweisen muß, daß sie Dein vermeintlicher Nebenbuhler war. Wie Du Dich entfernt hattest, wechselten wir die Betten wieder, und jedes von uns begab sich wieder an den Ort, wohin es gehörte. Ich sah' Dir freylich Deine Gemüthsbewegungen beym Abschiede an. Aber ich schwieg, und ertrug Deine Kälte eben so gern, als ich sie während Deiner langen Abwesenheit erduldet habe. Meine Rechtfertigung war mir gewiß; wofür sollte ich mich gefürchtet haben? stoßen Dir aber noch Zweifel über meine Erzehlung auf, so gehe hin, und hole das Päckt-

 chen,

chen, das ich Dir gab, und die Locke, die Du Amalien abschnittest. Dann wirst Du gewiß diesen schönen Knaben, deßen Gesicht schon seinen Vater nicht verleugnen kann, für Deinen Sohn erkennen. —

„Wahr! das muß alles entscheiden! — rief der Graf, und schnell eilte er auf sein Zimmer, um sein Pult zu öfnen, und jene Sachen heraus zu holen.

Dieses Pult war mit einem so festen künstlichen Schloße versehen, das ohne Schlüßel, auch von dem geschicktesten Schlößer nicht eröfnet werden konnte. Der Graf besaß zwey Schlüßel dazu, und beyde hatte er auf seiner Reise bey sich gehabt. Er war also sicher, daß dieses Pult in seiner Abwesenheit nicht eröfnet worden war, und ihm daher auch kein Betrug hatte gespielt werden können.

Er schloß also auf, und fand das versiegelte Päcktchen eben so unversehrt, als die Haare, die er seiner Frau, und ihrem vermeintlichen Bettgenoßen abgeschnitten zu haben glaubte. Beydes brachte er sogleich in das Wochenzimmer. Hier eröfnete er im

Beyseyn aller der anwesenden Frauenzimmer das Päckchen, und — welch freudiges Erstaunen entzückte seine Seele, als er den Trauring seiner Gemahlin in dieses Billet,

„hieran wirst Du einst erkennen, daß
„Du diese Nacht die Treue nicht ge-
„brochen hast, welche dieser Ring be-
„siegelte,

von ihrer Hand geschrieben, darinn erblickte! — er wußte, daß sie diesen Ring nie vom Finger zu ziehen gewohnt gewesen war; es hatte ihr also solcher von niemanden entwendet werden können, und nicht denkbar war es, daß sie ihn Amalien, um ihren Gemahl damit zu täuschen, selbst gegeben haben sollte.

Doch, auch die Locke wurde nun gegen das Haar der Gräfin gehalten, und ihre Farbe war nicht nur weit schwärzer, als jenes, sondern es war auch an den Locken der Gräfin nicht die mindeste Spur davon zu finden, daß jemals eine Verstümmelung daran vorgegangen seyn könne. Hingegen paßte die Locke auf das genauste zu Amaliens Haar, das würklich eine weit schwärzere Farbe hatte, als das Haar der Gräfin. Auch fand sich,

daß an der linken Seite ihre Haare weit kürzer waren, als an der rechten.

So gewiß sich nun der Graf schon daraus von der Wahrheit der Erzehlung seiner Gemahlin überzeugen muste, so blieb ihm vollends gar kein Zweifel mehr übrig, wie er das Stück Haarzopf, das er seinem vermeintlichen Nebenbuhler abgeschnitten zu haben glaubte, mit dem Haar seiner Schwester, das etwas blondröthlich war, zusammen hielt, und die unverkennbarste Aehnlichkeit mit selbigen fand.

Der Graf, aus voller Seele entzückt, über all diese glücklichen Entdeckungen, nahm den noch in Händen habenden Trauring seiner Gemahlin, sank zu ihren Füßen, und sagte mit innigster Bewegung:

„Hier! nimm diesen Ring zum zweytenmal zum Siegel unsrer Verbindung, welche auch der Vorsatz der Untreue nie wieder kränken möge! Ich bin nun völlig von Deiner Rechtschaffenheit überzeugt, und danke Dir aus voller Seele, daß Du mich so glücklich auf dem Wege des Lasters zurückhieltest. Vergieb mir

 nur

nur meinen treulosen Vorsatz, und die ungerechte Kälte, womit ich Dich bisher behandelte. Gestraft bin ich genug durch die entsetzlichen Martern, die mein böses Gewißen, und der Gedanke, daß ich Deine Untreue verdienet hatte, über mich verhängten.

Hierauf wandt' er sich an seine Schwester, und Amalie, mit den Worten:

„Auch Euch danke ich, daß Ihr mich kein Bubenstück begehen ließet, und meine Frau so kräftig in ihrem löblichen Unternehmen unterstüztet! Für Dich, Amalie, will ich künftig, als ein Vater sorgen, und Deine Rechtschaffenheit noch beßer belohnen, als ich vielleicht Deine Vergehung vergolten haben würde.

Dann nahm er seinen neugebohrnen Sohn auf seine Arme, und sagte:

„Sey mir gesegnet, liebes Kind! Dein Eintritt in die Welt wird mir ewig merkwürdig bleiben! immer wird er mich zwar daran erinnern, daß ich ein schwacher verderbter Mensch war; aber es wird mich auch freuen, daß Gott Dich

mir

mir gab, wie ich meiner Untreue ungeachtet, doch so sehnlich nach Dir seufzte.

Daß auf diesen Auftritt ein noch weit zärtlicherer zwischen dem Grafen und seiner Gemahlin folgte — daß allgemeine Freude die ganze kleine Versammlung überströmte, und die liebevollste Verzeihung auf jeder Lippe schwebte — daß endlich ein glänzendes Fest, welchem der Fürst selbst mit seiner ganzen Familie beywohnte, dieser frohen Begebenheit die Krone aufsetzte; alles dieß bedarf keiner weitern Beschreibung. Nur so viel fügen wir dieser Erzehlung noch hinzu, daß die sanfteste Eintracht und die festeste Treue das Glück der beyden Ehegatten in der Folge noch um ein großes erhöhte, und mehrere Kinder die Zeugen ihrer aufrichtigen Liebe zu einander wurden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thilo, Friedrich Gottlieb,

Menschenschicksale älterer und neuerer Zeiten

Bd.: 3

1792

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941312-2